

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Reinold von Thadden-Trieglaff

Ein Edelmann nach dem Herzen Gottes

Heintz Wagner

Reinold von Thadden-Trieglaff

Ein Edelmann nach dem Herzen Gottes

Von
Heintz Wagner



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 155 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Das Wunder von Boechout	5
Lebensretter in zwei Weltkriegen	8
Der Kommandant von Löwen	12
Nach Rußland verschleppt	28
Das Erbe der Väter	32
Werden und Wachsen	41
Im Kampf für Christus und die Kirche	52
Der Deutsche Evangelische Kirchentag	55
„Er führet mich auf rechter Straße“	58
Lebensdaten	63
Benutzte Literatur	64

© 1961 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Vorwort

Dieses Buch soll nichts anderes sein als ein schlichtes Zeugnis von der Freundlichkeit Gottes, der uns zuweilen Begegnungen mit Menschen schenkt, die uns mitreißen zum Wagnis des Glaubens im Gehorsam.

Ich bin in Reinold von Thadden-Trieglaff einem solchen Diener seines Herrn Christus begegnet, wo ich es am wenigsten vermutete: im Kriege als Dolmetscher in seinem Stabe, in dem er mich als seinen persönlichen Ordonanzoffizier einsetzte. Ich hatte nicht nötig, ein Leben auf Goldgrund zu malen, das längst in der ganzen Welt bekannt ist. Aber ich wollte bezeugen, daß ich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit der äußersten Bewährung die Begegnung mit einem Menschen erleben durfte, dem Gott beides geschenkt hat: große Gedanken und ein Herz voll Liebe für den Nächsten.

Das ist es, was gemeint ist mit dem „Edelmann nach dem Herzen Gottes“. Möchten wir aus diesem schlichten Lebenszeugnis auch die Stimme dessen heraushören, der das „neue Gebot“ gegeben hat: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“ (Joh. 13, 35)!

Friedberg, in der Pfingstwoche 1961

H. Wagner, Pfarrer

Das Wunder von Boechout

Am 16. Oktober 1960 predigte ich im Gottesdienst der evangelischen Gemeinde Boechout (Buchholz). Die Gemeinde ist bekannt geworden durch eine Erwekungsbewegung im flämischen Lande, in dem noch nicht ganz ein Prozent evangelische Christen unter der römisch-katholischen Bevölkerung wohnen. Der Name „Buchholz“ ist ganz überraschend für die Christenheit in Belgien und Holland und über die Grenzen der Niederlande hinaus ein Begriff geworden. In einer Vorlesung im Wintersemester 1960/61 versuchte ein Professor der Theologie in Hamburg, seinen Studenten am Beispiel dieser im ständigen Wachsen begriffenen Gemeinde deutlich zu machen, wie hier nicht nur an einem Ort, sondern in einer ganzen Gegend an Menschen eigentlich ein doppeltes Wunder geschieht: das Wunder der Bekehrung und ihrer Sendung.

Es fing so an: am 24. September 1952 waren sieben ernste Christen mit ihren Frauen zur Geburtstagsfeier des jetzigen Kirchmeisters zusammen. Man sprach über allerlei, und wie das in einer römischen Umwelt nicht anders sein kann, auch über Fragen des Glaubens und über die Verpflichtung, Zeugnis abzulegen von dem Grund unserer Hoffnung. Am 13. Oktober fand der erste Evangelisationsabend statt mit dem Thema: „Gibt es einen Himmel, und wie kommen wir hinein?“ Das war der Beginn einer gesegneten Arbeit und die Begründung einer lebendigen Gemeinde.

Ich war von dem freudigen Eifer dieser evangelischen Gemeinde, die damals schon 342 Glieder zählte, von denen 229 aus der katholischen Kirche kamen, darum tief beeindruckt, weil ich hier überzeugend erlebte, was es heißt: in der ersten Liebe leben. Diese evangelischen Christen, die in bewußter Entscheidung sich abgewendet haben vom eitlen Wandel nach Väter Weise, haben wohl darum, weil sich ihr offener Bruch

mit Rom oft unter ganz großen, elementaren Kämpfen und unter wirklichen Opfern vollzog, das ganz starke Verlangen, ihren Angehörigen und darüber hinaus dem ganzen Volk, das sie liebhaben, zu bezeugen, wie herrlich es ist, dem Herrn Christus zu dienen in der rechten Freiheit eines Christenmenschen.

Die junge Gemeinde ist eine ausgesprochene Missionsgemeinde, die genau weiß, daß sie von der Sendung lebt. Was dem objektiven Beobachter auffällt, ist der starke Wille zum Gottesdienst. Wenn man an diesem Sonntag noch 17 Erwachsene und 28 Kinder, die vor ihrer Aufnahme in die Gemeinde den evangelischen Unterricht besuchen, hinzuzählt und dabei auf 387 Menschen kommt, dann muß man allerdings staunen, daß im Gottesdienst am Vormittag etwa 300 Personen und an demselben Nachmittag wieder 200 versammelt sind, während mindestens 75 Kinder in drei Sonntagsschulklassen in Gottes Wort unterrichtet werden. Es hören also Sonntag für Sonntag über 500 Menschen in dem einen Gebäude, das den bezeichnenden Namen „Schule mit der Bibel“ trägt, das Evangelium. Von dieser Bewegung, die einen aus Ungarn stammenden holländischen Pfarrer und zehn aktive Mitglieder ihres Kirchenrates als Leiter und Verkündiger hat, spricht man mit Recht in der Christenheit als von dem „Wunder von Boechout“.

Diese junge Kirche unterhält eine blühende Schule mit der Bibel, zu der oft von weit her und unter vielen Opfern die Kinder täglich mit Omnibussen geholt werden. Es kommen bereits täglich 260 Kinder. Außerdem wird ein Kinderheim mit bisher 30 „Kindern von der Landstraße“ von der Gemeinde getragen. Die Gemeinde treibt ganz folgerichtig Mission und Diakonie. Es ist kennzeichnend für die Kraft ihres Glaubens, daß sie bei all ihren Arbeiten auf alle staatlichen Mittel, die ihr nach dem geltenden Gesetz zustehen, bewußt verzichtet.

Das tut sie auch bei dem notwendig gewordenen Bau der Kirche, die mindestens 550 Sitzplätze haben müßte. Nach dem Gottesdienst weihte mich der Schriftführer im Kirchenrat, Klaas Sluys, der über die Bewegung in Flandern ein beachtliches Buch geschrieben hat, in den Plan ein, einen deutschen Mann, dessen Name nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Ökumene einen besonderen Klang hat, die Schirmherrschaft über das geplante Werk des Kirchbaues anzubieten. Er hat den Namen dieses Mannes zum erstenmal gehört, als er im Krieg um seiner Liebe zu Israel willen im Polizeigefängnis zu Löwen saß.

In einem Schreiben vom 25. Oktober 1960 hat er den Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchentages, *D. Dr. Reinold von Thadden-Trieglaff*, sehr herzlich darum gebeten, seinen Namen, der durch Gottes ganz besondere Führung dort im flämischen Raum eine Autorität ist, zum Aufruf für das Werk zur Verfügung zu stellen. Wahrlich ein weiter Weg, auf dem ausgerechnet ein lutherischer Patron seiner Kirche in Trieglaff in Pommern zum Schirmherrn einer reformierten Kirche in Flandern wird.

Das vorliegende Buch versucht, dem reichgesegneten Weg dieses Mannes nachzugehen und ihn der Christenheit zu deuten. Es will nicht einen Menschen oder sein Lebenswerk rühmen. Es rühmt allein den Herrn, der uns heute das Wunder der Gemeinde Jesu Christi unter den Völkern der Erde sehen läßt. Es dankt Gott dafür, daß er seinem Volk zuweilen ganz besondere Zeichen in Menschen gibt, an denen wir deutlich absehen können, welches seine letzte Absicht, auch unter Strafen und Gerichten, ist: Errettung.

D. Reinold von Thadden hat in seiner Bescheidenheit im Blick auf den besonderen Weg, den er geführt wurde, gesagt: „Ob ich überhaupt eine Bedeutung irgendwo gehabt habe, kann kein Mensch aussagen. Ganz sicher ist es aber, daß unter Lebenden ein solches

Urteil nur dann erträglich wäre, wenn es sich um die gesamte Lebensleistung, nicht aber um eine Episode handelt.“ Es wird hier die allerdings wundersame Geschichte Gottes mit einem deutschen *Edelmann* erzählt, dessen Wirken im geschichtlichen Bereich auf höchster Ebene der Verantwortlichkeit lag. Daß diese Geschichte an einzelnen beispielhaften Episoden aufgezeigt wird, wird das Gesamtbild dieses Mannes am besten deutlich machen.

Lebensretter in zwei Weltkriegen

Es war in den Augusttagen des Jahres 1914, als auf der Straße Löwen—Mecheln ein blutjunger Unteroffizier des preußischen Dragonerregiments 12 verwundet wurde. Trotz seines Beinschusses gelang es dem Unteroffizier, mit Hilfe belgischer Bauern, auf einem kleinen Gefährt nach Boortmeerbeek zu gelangen, wo hart vor der Wegkreuzung nach Haacht ein Weg rechts zu einem Kastell führt, wie sie in jener anmutigen Landschaft häufig zu finden sind. Mitleidige flämische Arbeiter haben den preußischen Junker auf einem armseligen Wägelchen vor das Schloß gebracht.

Flämische Edle, vom Schrecken des Krieges noch selber bedroht, nehmen in jener militärisch kritischen Stunde den Feind freundlich auf, bereiten ihm ein Bad, verbinden seine Wunde und geben ihm ein weiches Bett. Der Unteroffizier, der in Paris an der Sorbonne studiert hat, kennt nicht nur die elegante Sprache unserer westlichen Nachbarn, sondern auch die unbedingte Gastfreundschaft der Flamen. Er leidet nicht an der Vorstellung, daß alle Belgier Frantireurs seien. Trotz seines Fiebers gewinnen nicht die Greuelmärchen, sondern die Erinnerung an viele treue Gastfreunde im Westen in seinen Gedanken die Oberhand.

Als er erwacht, sitzt an seinem Bett ein Priester. Im

Lärm, der von der Heerstraße her bis in den Seitenweg kommt, betet er.

Als der Priester bemerkt, daß der Soldat endlich aus seinem tiefen Schlaf erwacht und seine Sprache versteht, geht ein großes Freuen durch seine Seele. Er sagt dem jungen Soldaten von seiner Freude; denn er sieht in ihm nicht den Feind, sondern den hilfsbedürftigen Menschen. In aller Stille finden hier zwei Menschen, der katholische Belgier und der evangelische Deutsche, einen Weg über den abgrundtiefen Graben des Hasses und des Nichtverstehens. Christen sind Menschen, die über die Grenzen ihrer Länder und auch ihrer Konfessionen sich letztlich doch verstehen.

In ihr Gespräch, in die feierliche Begegnung vor dem einen Herrn, der ihr Meister ist, tritt ein preußischer Major. Die Stunde ist voller Spannungen. Gegen den siegreichen Vormarsch der Deutschen, der unaufhaltsam scheint, wirft der Verteidiger jetzt aus Antwerpen seine starken Truppen. Die Gegenoffensive scheint an diesem Tage zu gelingen. Unmittelbar vor Mecheln der Feind, rings im Lande Franktireurs. In kurzer Zeit kann das bisher so lachende Glück zerbrechen. Der Offizier, dem gemeldet wurde, daß ein Soldat im Schloß verschwand, mag als besorgter Vorgesetzter handeln. Er ist durch nächtliche Kämpfe gegen unsichtbare Belgier nervös geworden. Er ist übermüdet und überreizt. Er will das junge Blut nicht allein lassen.

Aber als er am Gewand den Priester erkennt, übermannt ihn eine völlig sinnlose Wut. Er sieht an dem Bett des Soldaten einen Feind sitzen, und dieser Feind ist noch dazu ein „Schwarzkittel“. Das wirkt auf ihn wie ein rotes Tuch. Er kennt keine Rücksicht, als er schreit: „Der Schwarze ist ein Spion, die Kuttenträger verstecken Waffen! Heraus mit dem Kerl — er wird sofort erschossen!“

Es lebte aber damals schon der Mann, der einige Jahrzehnte später in Belgien ein Mittler werden sollte

zwischen der leidenden Bevölkerung und der Besatzungsmacht. Als solcher hat er den Namen des deutschen Soldaten zu Ehren gebracht, damals wie heute.

Als er den Offizier also schreien hört, nimmt er alle Kraft zusammen und bittet für den, der gekommen ist, ihm zu helfen. Aber der Mann ist verloren! Was weiß denn so ein junger Unteroffizier von den harten Gesetzen des Krieges? Draußen wird geschossen. Ein Menschenleben kostet nicht viel, und die „Schwarzen“ sind der „Hort des Vaterlandes“, sind Feinde, Spione und deren Helfer. „Hinaus mit dir!“ Der Offizier reißt das Fenster zum Park auf. Unten stehen Soldaten. Sie werden gleich die Tür aufstoßen. Befehl ist Befehl! — Ja, gibt es denn in dieser Stunde des Hasses keine andere Macht, die spürbar ist? Der Priester erhebt sich zu seinem letzten Gang. Der Offizier, schon wieder neuen, dringlicheren Aufgaben zugewandt, spricht im Weggehen den Soldaten an: „Wie heißen Sie?“ — Der Name klingt durch den Raum, zum erstenmal. In diesem Namen sollten in Zukunft noch viele Menschen gerettet werden. In diesem Namen wird zum erstenmal ein Priester gerettet. Der Unteroffizier hat mit Betonung seinen Namen genannt: „Reinold von Thadden-Trieglaff“.

Der adlige Major ist nicht nur erstaunt, er stutzt. Peinliche Angelegenheit! Ausgerechnet ein Thadden! Die von Thadden-Trieglaff sind einflußreiche Leute. War nicht der Urgroßvater dieses jungen Soldaten ein Freund Bismarcks? Der Offizier hat die Tür zugeworfen und ruft: „Der Priester soll hierbleiben, er mag seines Amtes walten!“

Bewegten Herzens dankt der Priester dem Soldaten. Er ist wahrlich nicht der einzige geblieben. Nach dreißig Jahren, im Jahre 1944, danken demselben deutschen Mann ungezählte Geistliche, Priester und Mönche, Professoren und namhafte Gelehrte. Denn Gott hat das wundersame Leben des Reinold von Thadden zu

einem aufgerichteten Zeichen gesetzt, an dem viele Arme und Elende lernten, Gott zu loben.

Der Unteroffizier von 1914 ist genau dreißig Jahre später, im Herbst 1944, in Löwen, der Kreisstadt des belgischen Raumes, in dem er damals verwundet wurde, als Major Stadt- und Gebietskommandant. Die Menschen, die ihm anvertraut waren, segnen heute sein Andenken. Die Stadt, in die er auf seinen eigenen Wunsch zwar, aber, wie es die dankbare Bevölkerung heute noch begreift, doch nach dem Willen Gottes kam, wurde durch dieses Edelmannes unbeugsamen Willen und durch seinen Trotz gegen die Tyrannei am letzten Sonntag seiner Tätigkeit dort, dem 3. September 1944, vor der völligen Vernichtung gerettet. Der Mann, dessen Schwester bereits von den Schergen Freislers hingerichtet worden war, hat alle Drohungen mit Gleichmut ertragen, ohne seine Haltung, die nicht von politischen Motiven, sondern von der Liebe zum bedrängten Nächsten geprägt war, zu ändern. Am letzten Sonntag aber bedrohte ihn ein durchziehender Kampfkommandant mit sofortiger Erschießung, wenn er sich seinem (damals völlig sinnlosen) Befehl widersetze. Es bleibt das geschichtliche Verdienst ihres Kommandanten, der durch Jahre hindurch das Schicksal dieser Stadt auf seinem Herzen trug, daß er sie in jener Nacht vor dem Abzug der deutschen Truppen so bewahrte, daß außer ganz unwesentlichen Sprengungen keine einzige Beschädigung geschah. Das bleibt ihm unvergessen, nicht nur vom jetzigen Landrat in Löwen, der damals Student an der dortigen Universität war, sondern auch vom jetzigen Gouverneur von Brabant, der während der Besatzungszeit zusammen mit uns in einem Gebäude seine Dienstgeschäfte führte, und der Gelegenheit hatte, den Feind täglich zu beobachten. Die Studenten haben mit jenem Pastor, der, als er hörte, daß dieser Edelmann abberufen werden sollte, einen Bittgottesdienst abhielt, am kräftigsten die stän-

dig bedrohte Position des Retters der Stadt geschützt. An seinem Geburtstag, am 19. August 1944, hatten sie nicht etwa einen Fackelzug zu seinen Ehren veranstaltet, sondern sich still versammelt und für ihn gebetet. Vielleicht, weil sie als fromme Katholiken mehr von formulierten als von frei gesprochenen Gebeten hielten, vielleicht, weil sie es nicht anders auszudrücken vermochten, beteten sie mit den Worten eines anderen deutschen Edelmanns, der einst nach den Niederlanden zog und Flandern von der Tyrannei retten wollte:

„Vor allen groß Gefahren
und den Verfolgern mein
wollst mich, o Gott, bewahren
in diesem trüben Schein!
Daß sie mich nicht verraschen
in ihrem bösen Mut
und ihre Händ' nicht waschen
in mei'm unschuldigen Blut!“

Jedenfalls gab es in der damaligen Lage an diesem seinem letzten Geburtstag in Belgien kaum ein anderes Gebet, das treffender ausdrücken konnte, was unser aller Gebetswunsch war. Gott hat auch dieses Gebet erhört. Es steht hier geschrieben, weil es sicherlich kaum irgendwo geschehen ist, daß junge Menschen selbst leidend unter allerlei Drangsalen, oft hungernd und frierend, von der ständigen Gefahr bedroht, in ein fremdes Land deportiert zu werden, für einen Feind also erhörlich beteten. Sie hatten das Zeichen erkannt, das aufgerichtete Zeichen Gottes.

Der Kommandant von Löwen

Im Sommer 1942 gingen schwere Wolken über die Stadt Löwen, die die Eingangspforte in das schöne Land Brabant ist. Der damalige Kommandant, Major

Walter Bresges, war, fast zusammen mit seinem Adjutanten Dr. Wiesner, abberufen worden. Wie wird sich das fernere Schicksal der Menschen in Not jetzt gestalten? Die Stadt, der wahrscheinlich als einziger im ganzen Krieg auch nicht eine wesentliche Bestrafung auferlegt wurde, Löwen, die Stadt, in der man nach dem Zeugnis maßgebender Männer noch ohne Furcht leben konnte, weil dort deutsche Offiziere wachten, die ihre Hoffnung nicht aufgeben wollten, daß Gott der Herr doch einmal das Schreien der hungernden und frierenden Kinder hören würde, schien einen ganz schweren Weg zu gehen. Wer wird der zukünftige Mann sein? Wird es überhaupt im Hitler-Deutschland *einen* Mann geben, der hier wirklich helfen kann?

Während man sich noch sorgte und täglich vergeblich nach einem Zeichen ausschaute, war bereits über der Stadt und dem Lande ein heller Tag angebrochen, der für alle Zeiten in der Geschichte dort festgehalten wird. Am 28. August 1942 kam Reinold von Thadden-Trieglaff.

Es begann damals ganz deutlich sichtbar eine fortschreitende Radikalisierung und politisch immer schwieriger werdende Zeit. Ohne daß man an der Kommandostelle überhaupt etwas davon wußte, hörte man plötzlich von Razzien in der Stadt und auf den Dörfern. Eine allgemeine Unsicherheit griff um sich. Der sogenannte Sicherheitsdienst war mit seinem ganzen Apparat eingezogen und schien dafür zu sorgen, daß es für alle Zeiten keine Sicherheit mehr geben sollte.

Da geschah unter der zielbewußten Kommandoführung des Doktors der Rechte, Reinold von Thadden, aller Verzagtheit und allem Kleinglauben zum Trotz, etwas ganz Bedeutsames. Seine starke Persönlichkeit bewirkte zunächst eine Festigung der Kameradschaft und des Vertrauens zu seiner Führung. Ich durfte mit Erstaunen sehen, wie es ihm gelang, die einzig mögliche Voraussetzung für ein vernünftiges Wirken nach

draußen dadurch zu schaffen, daß die früheren Spannungen zwischen dem soldatischen Kommandostab einerseits und dem parteiorientierten Verwaltungsstab andererseits verschwanden.

Man kann es nicht begreifen, daß die Verbündeten die leuchtende Stadt Löwen, „die Perle Brabants“, mit ihrer stolzen Universität und der weltberühmten Bibliothek aus der Luft bombardiert haben. Aber es ist geschehen, und vielleicht haben in jenen wirren Tagen etliche Belgier wirklich geglaubt, daß es die Deutschen gewesen seien, die solches Leid über die Bevölkerung brachten.

Als die Bomben noch in der Gegend am Bahnhof fielen, setzte die Rettungsaktion in der Stadt bereits ein. Neben dem braven deutschen „Landser“, der furchtlos sein Leben zur Rettung des „Feindes“ einsetzte, kämpfte der Mönch. Wie Gestalten aus dem Mittelalter wirkten diese tapferen Männer mit ihrer grimmigen Todesverachtung. Mit Äxten und Beilen, mit Stangen und Spaten eilten sie auf die Straßen. Sie stürmten in die brennenden Quartiere; sie retteten, was zu retten war. Auf Karren und Wagen fuhren sie Menschen und Hausrat hinweg. Noch nie waren uns diese „Brüder gegen den Tod“ so nahe wie in diesen Stunden. Sie verbanden die Verwundeten, sie trösteten die Sterbenden, in einem großen Keller wuschen sie die Leichen. Was diese Männer in jenen Tagen geleistet haben, beweist, daß alles Gerede von ihrer Fremdheit in den Dingen des Alltags leichtfertig ist. Wer sie bei jener Rettungsaktion sah, der mußte im Geist sich tief vor ihnen verneigen.

Einer hat sich nicht nur vor ihnen verneigt, sondern hat sich schützend vor sie gestellt: Reinold von Thadden. Der junge Unteroffizier des ersten Weltkrieges war zu einem Mann geworden, dessen Name mit großer Ehrfurcht vom „Feind“ genannt wurde. Es gehört zu den unbegreiflichen Führungen Gottes in

seinem Leben, daß in jenen entscheidenden Jahren das Schicksal der Stadt Löwen, der hundert Klöster, der Universität und all der wertvollen Laboratorien, in den Händen eines Mannes lag, der diese arme, leidende Welt in seinem Herzen trug. Freilich, er setzte dabei ständig sein Leben aufs Spiel. Aber weil er die Gerechtigkeit Gottes kannte, konnte er sich, wenn es sich um die Liebe zum Bruder handelte, vom formalen Recht lösen. Er sah die Dinge im großen Zusammenhang.

Schon am Morgen nach jenem unbegreiflichen Bombardement war Löwens Kommandant gefordert. Es stürmte in der Frühe ein General in sein Dienstzimmer. Er wußte von dem furchtbaren Terror des Angriffs, aber auch von der „Demonstration“ der Priester und Mönche. „Was diese faulen Bäuche sich nur erlauben, so demonstrativ vor aller Öffentlichkeit aufzutreten!“ schrie der General. „Denen muß der Mut gekühlt und das Handwerk gelegt werden! In Arbeitskompanien müssen sie eingeteilt und sofort nach Deutschland zum Arbeitsdienst geschafft werden. Die Kommandantur hat sofort alle Vorbereitungen dafür zu treffen.“

Wenn ein preußischer Junker, aufgewachsen in der untadeligen Tradition des Gehorsams gegenüber einem Vorgesetzten, vor einem General steht, dann steht er vor ihm in der rechten Haltung. Reinold von Thadden-Trieglaff, der in diesem Kriege drei Söhne vor dem Feind verloren hat, hat auch an diesem Morgen nicht die Haltung verloren, als er in großer Ruhe, aber mit Entschiedenheit solches Ansinnen ablehnte. Er schilderte jenem General den todesmutigen Einsatz der Mönche. Seine Stimme wurde warm und werbend, als könnte er solchem Wahn gegenüber doch noch helfen. — Vielleicht war es doch wieder, ähnlich wie vor dreißig Jahren in Boortmeerbek, letztlich sein Name, der den General zum Verstummen brachte. Er sagte zwar nicht wie jener Major damals: „Die Mönche mögen bleiben

und ihres Amtes walten!“ Aber er verließ klirrend das schwer angeschlagene Justizgebäude, in dem Reinold von Thadden sich schützend vor die Klosterbrüder gestellt hatte. Der Befehl zum Abtransport der Mönche kam nicht, wie wir erwartet hatten; es blieb still.

Am Sonntagmorgen aber, als der Kommandant aus dem Wehrmachtsgottesdienst kam, wartete auf ihn eine feierliche Deputation der Kirche, der Universität und der Stadt, mit den ehrwürdigen Trägern großer Namen, darunter der berühmte Bakteriologe Richard Bruynoghe, der Bürgermeister der Stadt, und dankten. Im Jahre 1944 dankten jene Männer dem „Feind“ dafür, daß er sich vor jene mutigen Mönche gestellt hatte. „Möge Gott“, so sagten sie, „an Ihren Kindern vergelten, was Sie uns damit getan!“ Ein Segenswunsch, wie ihn damals oft Menschen aussprachen, die nicht ahnen konnten, daß drei blühende Söhne dieses Mannes im Felde gefallen sind. —

Die Gattin eines Chirurgen, die in Erinnerung an die Schrecken von 1914 mit ihrem Mann und neun Kindern am 10. Mai 1940 nach Südfrankreich geflohen war, erzählte nach ihrer Rückkehr immer wieder mit bewegtem Herzen davon, wie sie unten im Süden gehört habe, daß Löwen gar nicht zerstört worden sei, und daß man in der Tat ganz unbehelligt dort wohnen könne. Als die Familie der sonderbaren Botschaft endlich Glauben schenkte und bis an die damalige Demarkationslinie gekommen war, war das Benzin verbraucht. „Ausgerechnet ein deutscher Offizier besorgte uns Benzin und kümmerte sich um uns. Dabei nahm er sich der Kinder besonders freundlich an.“ Noch viel mehr als über diese unerwartete Haltung staunte sie über den Zustand von Haus und Wohnung, in der vorübergehend Einquartierung gelegen hatte. „Ich fand alles absolut unbeschädigt. Die Soldaten hatten unsere Teppiche, um sie zu schonen, aufgerollt und hochgestellt. Es fehlte nichts, aber auch gar nichts. Wir lebten von

Stund an in der Täuschung, daß dieses Volk, dessen Soldaten nun zum zweitenmal in unser Land einfielen, sicherlich eine große innere Umwandlung durchgemacht haben müsse, und daß die Führer unserer flämischen Bewegung recht gehabt hatten, wenn sie meinten, daß auf der deutschen Seite unsere sichere Zukunft liege.“

Diese kluge Frau, Tochter eines hervorragenden Germanisten, sprach später mit großer Bitterkeit davon, daß sie bald erkannt habe, daß alles, was sie an Positivem gesehen habe, letztlich doch wohl nichts anderes gewesen sei als einebewußt gelenkte Propaganda. Das Verdienst des deutschen Landsers aber ließ sie dankbar bestehen. Es gehört zu der sicher größten Erfahrung ihres Lebens, daß sie durch das helfende Eingreifen des Edelmannes in Löwen vom Tode errettet wurde. Sie hatte einige Professoren und den Pfarrer der Stadtgemeinde zu einem damals selten gewordenen festlichen Mahl eingeladen. Am nächsten Morgen erkrankten sie und ihr Mann schwer. Es traten vorübergehende Sehstörung und Lähmung der Atmungsorgane ein. Einer ihrer Gäste erlag schon am anderen Tag der Vergiftung, während sie mit dem Tode rang. Der damalige Bürgermeister Löwens, eben jener Professor Bruynoghe, Bakteriologe von Weltruhm, stellte Vergiftung durch Botulismus — eine, wie er sagte, glücklicherweise in dieser Form etwa seit 50 Jahren im belgischen Raum nicht mehr aufgetretene Vergiftung durch eingeweckten Spargel — fest. Er schrieb über diesen besonderen Fall eine Arbeit. Nach seiner Meinung mußte Frau Mulier wohl sterben, zumal das einzige Mittel, das man damals kannte, in Belgien nicht aufzutreiben sei.

Als ich Reinold von Thadden davon berichtete und ihm sagte, daß es sich um eine Mutter von neun Kindern handle, befahl er mir, auf der Stelle nach Brüssel zu fahren und in der Wehrmachtsapotheke das rettende Serum zu suchen. Es wurde gefunden, die Lähmung

schwand, und heute gehört zu den bis ans Ende ihres Lebens dankbaren Katholiken, die für unseren Kirchentagspräsidenten beten, auch diese Frau, die trotz allem, was ihr Herz als Patriotin damals schmerzlich bewegte, diesen betont offiziellen Besuch am Sonntagmorgen mit innerer Anteilnahme freudig begrüßte. Sie fand es so richtig, daß es Recht und Pflicht sei, vor der Geschichte ihres Landes auch einmal zu dokumentieren, daß es doch noch ein anderes Deutschland gebe, in dem noch Männer lebten, „die nach dem Herzen Gottes sind“.

Man wußte damals nicht nur bei den Spitzen der Behörden und der Universität — aber dort ganz besonders —, was die Gegenwart eines Mannes bedeutete, den ein starkes Gefühl für absolutes Recht in all seinen Handlungen bewegte. Daß dieser nicht nur in der Öffentlichkeit stets mit Achtung von der Persönlichkeit des Rektors der Universität, eines Protonotars des Heiligen Stuhls, sprach, wußte man an von Thadden besonders hoch zu schätzen, weil er ja nicht nur Feind, sondern dazu auch noch Protestant war.

Als ich am Vorabend der von der SS geforderten Verhaftung des Rektors meinem Chef von dem soeben ergangenen Befehl Mitteilung machte, geschah etwas, was ich in den Jahren unter seinem Kommando oft beobachtete: er ergrimmte im Geist. Er merkte sofort den Unsinn einer solchen öffentlichen Darstellung der Macht gegen Ende des Krieges. Er wußte, daß hier, nach allem, was geschehen war, ein nie wiedergutzumachender Schaden angerichtet würde. Wenn man Monsignore van Waeyenbergh verhaftete, weil er sich weigerte, die Liste mit den Namen der etwa 10 000 Studenten herauszugeben, dann war das Dummheit und Unrecht zugleich. Der Rektor dieser Universität, die der katholischen Kirche gehört, hatte eine Art hausväterliches und polizeiähnliches Recht über die ihm anvertrauten Studenten, auch wenn sie nicht in den

Gebäuden der Universität wohnten. Die Aufforderung an den Rektor, eine solche Liste aufzustellen und herauszugeben, war eine dumme Provokation; denn man hätte sich die Namen anderweitig beschaffen können als durch solche öffentliche Demütigung eines Mannes, der bisher versucht hatte, in dieser wahrlich nicht leichten Situation an der Spitze einer Universität, an der die Studenten dauernd versuchten, ihre Vaterlandsliebe zu beweisen, loyal zu bleiben.

Daß der Name eines Feindes dem Rektor Garant war für die letzte Gerechtigkeit, und daß er darum dafür sorgte, daß es während seiner Zeit nie zu Unruhen kam, ist wiederum ein geschichtlicher Beweis für den Wert des Namens, der von allen mit Ehrfurcht genannt wurde. Es war bodenlose Dummheit, nach Jahren des Wiederaufbaus und Ausstattung der auch in diesem Krieg leider wieder zerstörten weltbekannten Bibliothek, ausgerechnet hier und jetzt den Rektor zu verhaften. Darum ergrimmte von Thadden; denn er ermaß die Wirkung. Es war ihm, dessen ständiges Bemühen es war, den Schild des deutschen Soldaten rein zu halten, besonders schmerzlich, daß man — wiederum natürlich nicht ohne Absicht — gerade ihm die Verhaftung befahl. In später Abendstunde suchte er den Rektor auf. Dieser wußte, daß den Gegnern von Thaddens endlich eine schon lange gesuchte Gelegenheit zu seiner sofortigen Abberufung aus Löwen gegeben würde, wenn dieser jetzt dem unsinnigen Befehl nicht gehorchte. „Die Leidtragenden würden nur die Menschen in und um Löwen sein“, sagte er. Am anderen Morgen wurde er verhaftet. Aber von Thadden fuhr sofort selber zum Oberbefehlshaber von Belgien und Nordfrankreich, um ihm zu melden, daß jetzt mit der Möglichkeit offenen Aufruhrs in der inzwischen stark gewordenen Widerstandsbewegung gerechnet werden müsse. Der General verstand ihn sofort. Er sorgte auf seine Bitte dafür, daß der Rektor nach

einigen Wochen der Haft in ein Kloster gebracht wurde, wo er bis zum Ende des Krieges blieb.

Es gehört zu dem, was in der Besatzungszeit eigentlich am unfäßlichsten war, daß die Männer und Frauen der flämischen Erneuerungsbewegung, trotzdem sie unter die starke Propaganda der „gemeinsamen Sprache und Kultur“ gerieten, dennoch im letzten Grund einem Feinde trauten, während der andere, noch größere Teil der Bevölkerung von der belgischen Idee ergriffen war und diese Nationalisten als Verräter bezeichnete. Ich glaube sicher, daß beide sich ständig bekämpfenden Richtungen in Thadden-Trieglaff letztlich den Mann der Kirche sahen. Ihm ging es stets um unbedingte Gerechtigkeit gegenüber der einheimischen und vor allem der ärmeren Bevölkerung. In der Hilfeleistung ohne Rücksicht auf Person oder Stand, wo immer sich ihm dazu Gelegenheit bot, erkannten auch die zunächst kritischen, mehr auf wallonische und rote Parolen eingestellten „Proletarier“, daß es sogar adelige deutsche Offiziere gab, die für ihr Wohl eintraten. Das war ein starkes Stück! Die drei Prädikate: Deutscher, Offizier und Junker machten es ihnen nicht gerade leicht, das anzuerkennen. Nur Thadden schaffte es, daß in einer Stadt, in der die Erinnerung an den Brand von 1914 noch wach war, die Bürger den Deutschen trauten.

Weil es ihm von Anfang an gelang, eine Gleichgewichtsverschiebung zwischen dem flämisch und französisch sprechenden Element zu verhindern, schwand das Mißtrauen dieser für eine ordentliche und gerechte Verwaltung schwierigen, damals starken Arbeiterkreise. Gerade sie verstanden ihn. Alle waren einig in dem Dank für die bewußte Unterstützung aller christlichen Frömmigkeit, selbstverständlich einschließlich der katholischen Kirche. Von dieser seiner Haltung her ist auch die Wirkung seines Namens weit über den belgischen Raum hinaus zu verstehen. Es

kamen feierliche Deputationen, nicht nur aus der Stadt, auch aus Frankreich und Holland. Sein Dienstzimmer hatte nicht zufällig einen privaten Eingang, durch den mancher Hilfesuchende Zutritt fand. Das Vorzimmer war, längst bevor er zum Dienst erschien, umlagert von aufgeschreckten, verängstigten Menschen, unter denen einmal ein Mann mit dem allerdings sein Anliegen kaum fördernden Schreiben von seinem Unterpastor aus Westflandern kam. Dieser schrieb, man solle doch etwas mehr Vorsicht walten lassen und sich die Leute gut ansehen, denen man helfe; denn es sei bis an der Küste längst bekannt, daß man in Löwen Hilfe finden könne. Thadden ließ sich das Schreiben übersetzen und meinte ganz unbekümmert, dieser Pastor sei ein besserer Psychologe als ich. Er habe gerade mit dieser Warnung das Anliegen seines Pfarrkinds kräftig unterstützt. Diesem, einem Landarbeiter, wurde geholfen, einige Monate später auch dem Unterpastor. Er hatte nämlich zwei junge Männer, die fälschlich beschuldigt waren, einen Flachsacker in Brand gesteckt zu haben, vor ihrer Verhaftung geschützt, indem er sie in seiner Pastorei verbarg. Die Militärverwaltung legte damals Wert darauf, daß nach Möglichkeit überall im Lande der wertvolle Flachs angebaut wurde. Wo aber hier und da wirklich Flachs wuchs, wurde er auf dem Acker nachts verbrannt; denn das Gebot des Feindes mußte ja sabotiert werden. Wenn man bei solcher Sabotage in Gefahr geriet, verdächtigt zu werden, beschuldigte man schnell die, die bisher nicht mitgemacht hatten. Als nun jene beiden jungen Männer verhaftet werden sollten, wußten sie in ihrer Verzweiflung vor der kalten Hand des Widerstandes sich keinen anderen Rat, als im Haus ihres Herrn Unterpastors Zuflucht zu suchen. Der aber war ein mutiger, derber Bauernsohn und behauptete, eine Pastorei sei exterritorialer Boden. Man könne aus einem Pfarrhaus heraus niemand verhaften. Er blieb auch dabei, als eifrige Feldgendarme

kamen, ließ sich verhaften und kam ins Polizeigefängnis nach Löwen. Ein Theologieprofessor, der die Gefangenen dann und wann besuchen durfte, kam am nächsten Morgen mit fröhlichem Gesicht auf die Kommandantur und begehrte, den Ritter von Thadden persönlich zu sprechen. Sein Auftreten als Sachwalter Unschuldiger war für ihn gar nichts Besonderes. Er hieß Professor van Reusel und hatte schon im ersten Weltkrieg sich des öfteren für Gefangene verwandt. Jetzt erklärte er, ein Unterpastor sei als „praktischer Theologe“ in der Ausübung seines Dienstes behindert worden. Er bäte sehr darum, daß diese Angelegenheit durch von Thadden, von dem er wisse, daß er auch ein Theologe und ein schlichter Bauer sei, untersucht würde. Er bitte, daß er, solange die Unschuld seiner Mandanten noch nicht klar sei, für sie stellvertretend im Gefängnis bleiben dürfte. Da blieb er denn auch, bis es gelang, die Sache zu klären. Diese an sich harmlose Geschichte wurde merkwürdigerweise im ganzen Land bekannt als eine von vielen.

Van Reusels stiller Wunsch nach dem Zusammenbruch ist gewesen, die Geschichte des Edelmannes von Löwen einmal aufzuschreiben. Das Material, das er als aufmerksamer Beobachter gesammelt hat, wäre sicher von unschätzbarem Wert. Leider ist er vor kurzer Zeit gestorben.

Er war ein lustiger Mann, der auch allerlei Humorvolles aufgeschrieben hatte, was uns damals zu alltäglich schien, ihm aber, um des Ausgangs willen, wertvoll genug war. So war im Frühjahr 1944 wieder einmal eine nächtliche Razzia gewesen. Am Morgen standen im großen Gerichtssaal der Kommandantur viele Männer und Frauen, mit dem Gesicht nach der Wand. Ich hörte ein etwa 20jähriges Mädchen so herzzerreißend weinen, daß ich den „Kreischef“ bat, wenigstens diese Sache zu prüfen. Es stellte sich heraus, daß hier wieder einmal unter Verwechslung des

Namens ein ganz harmloses Mädchen mitgenommen worden war. Sie konnte es kaum fassen, daß sie plötzlich freigelassen wurde. — Für den nächsten Tag stand ein Lokaltermin an, bei dem untersucht werden sollte, ob ein Fabrikant, dem vorgeworfen wurde, seine Fabrik nicht verdunkelt zu haben, wirklich schuldig war. Als einwandfrei feststand, daß er in der betreffenden Zeit überhaupt nicht daheim war, und wir ihm versicherten, daß gegen ihn nichts unternommen werden solle, eilte er in echt flämischer Gastfreundschaft aus seinem Büro über den Hof und kam zurück, gefolgt von einer Köchin, die ein Tablett mit einer Flasche und einigen Gläsern trug. Er wollte in jäh aufwallender Dankbarkeit uns eine Freundlichkeit erweisen. Der Wein wurde nicht getrunken! Aber nicht, weil Thadden etwa aus prinzipiellen Gründen es abgelehnt hätte, sondern weil das Tablett mit allem, was darauf war, klirrend zu Boden fiel. Als das Mädchen, dem man gesagt hatte, wem es seine Freilassung verdanke, Thadden sah, war es so erschrocken, daß es alles fallen ließ.

Einmal hat Thadden sogar eine Belohnung für sein unerschrockenes Eintreten erhalten. Sie kam aus einem Gefängnis. Die Frau des Apothekers Coenen hatte in mühsamer Arbeit mit feinem Seidenfaden zwei wunderschöne Tischdecken gestickt. Sie waren für unsere Frauen gedacht aus Dankbarkeit für die Errettung vom Tode.

Eines Tages saßen auf einer der langen Bänke vor unserem Dienstraum zwei Mädchen, Kinder etwa von acht und zwölf Jahren. Die Kleine weinte, als sie mich sah. Darum ließ ich sie, im stillen Einverständnis mit den anderen Leuten, zuerst mit ihrer Schwester durch. Sie hielt einen Brief vom Kriegsgericht in ihren Händen. Das helle Entsetzen leuchtete aus ihren Augen. Die Eltern waren zum Tode verurteilt worden. Den Kindern wurde erlaubt, sich von ihnen zu verabschieden. Es dauerte sehr lange, bis wir den ganzen Vor-

gang einigermaßen deutlich übersehen konnten. Zwischen Brüssel und Löwen war ein englisches Flugzeug abgeschossen worden. Der Pilot konnte sich mit dem Fallschirm retten. Belgische Patrioten nahmen ihn auf. Er wäre untergetaucht, wenn er nicht am Fuß verletzt gewesen wäre. Seine Beschützer brachten ihn in Zivilkleidung nach Löwen. An einem Sonnabendabend kam er in die Apotheke, wo er alle Käufer zunächst vorließ, sich aber in keiner Weise auffällig benahm. Er zeigte, fließend französisch sprechend, seine verwundete Ferse und bat den Apotheker um seine Hilfe. Da die Dienststunden zu Ende waren und eine andere Apotheke Bereitschaft hatte, nahm sich Herr Coenen seiner an und verband ihn. Der Mann schlief erschöpft auf der Couch ein. Coenen hatte als junger Mensch im ersten Weltkrieg einen deutschen Soldaten, der in der Winterzeit in Flandern in einen Kanal gestürzt war, unter Einsatz seines Lebens vor dem Ertrinken gerettet. Für ihn war es völlig gleichgültig, um wen es sich jetzt handelte. Er hatte bei seiner Verteidigung für sich in Anspruch genommen, daß er aus Berufsethos gehandelt habe, als er dem Mann half. Die Apothekersleute brachten ihn, nachdem er am Sonntag wohl versorgt worden war, zu einem befreundeten Nachbarn, bei dem er entdeckt und zusammen mit seinen Gastgebern verhaftet wurde. Das Ehepaar wurde zum Tode verurteilt. Als die Frau ihr Todesurteil in ihre Muttersprache übersetzt hörte, verlor sie die Nerven und rief: „Was haben wir denn getan? Unsere Nachbarn haben uns den Mann ja herübergebracht!“ So kam es auch zum Todesurteil gegen die Apothekersleute, und darum standen nun die unschuldigen Kinder hier und weinten. Ich brachte sie zum Chef, und der nahm sich der beiden Kleinen in einer so freundlichen, väterlichen Weise an, daß unter seinem fließenden Französisch die Tränen versiegten. Sie sollten ganz bestimmt zu ihren Eltern fahren und sie besuchen. In der Sache selbst

aber glaubte er, nichts unternehmen zu können. „Wir können eben nicht alles Unrecht verhüten; wie soll nur all diesen armen Leuten geholfen werden?“ Eine Stunde später war er wieder in Brüssel. Es hat sehr lange gedauert, bis diese Kinder ihre Eltern wiederhatten.

Auf eine für mich sehr eindrucksvolle Weise hörte ich 1945 von dem Enderfolg der Bemühungen von Thaddens in dieser Sache. Es war seit 1940 in Löwen unter dem ersten Kommandanten der Stadt auch ein Mann der Bekennenden Kirche als Adjutant tätig. Dieser Mann, Dr. Karl-Theodor Wiesner, wurde wegen seines furchtlosen Eintretens für die Bevölkerung vor das Volksgericht gestellt und wegen Beleidigung der Partei nach Rußland versetzt. Beim Zusammenbruch kam er in die Hände der Engländer. Als er beim Verhör angab, er sei in Löwen gewesen, behielt man ihn in Haft. Am anderen Morgen erstaunte er über die Freundlichkeit, mit der man ihn herauskomplimentierte. Man hatte bereits in der Nacht in Löwen Auskunft über ihn eingeholt. Als er von der Besatzungsbehörde im Rheinland anfangs nicht ohne weiteres als Verteidiger anerkannt werden sollte, ging ich mit ihm auf die Kommandantur der belgischen Einheit in Mönchengladbach. Wir kamen an jenem Abend nicht an. Am anderen Morgen ging ich allein hin und mußte wiederum sehr lange im Vorzimmer warten. Soldaten kamen und gingen. Plötzlich blieb ein Unteroffizier vor mir stehen, sah mich scharf an und sagte: „Sind Sie ein Louvanist (ein Mann aus Löwen)?“ Als ich das voller Freude bejahte, sagte er: „Dann weiß ich, wer Sie sind; es wird Sie sicher interessieren, daß der Apotheker Coenen einer der ersten war, die wieder nach Hause kamen, auch seine Frau ist gerettet — aber sagen Sie, lebt denn der Edle von Thadden-Trieglaff noch?“ — Ich wußte damals noch nicht, daß der zu dieser Zeit, schwer leidend, geschlagen und mißhandelt,

fast am Nördlichen Eismeer war. Die beiden kostbaren Decken aber, wertvoll besonders als Erinnerung, wurden in Pommern und in Hessen beim Einmarsch gestohlen. Der Name des edlen Retters aber wird von den geretteten Eltern und den beiden inzwischen verheirateten Töchtern stets mit Hochachtung genannt. Es hat auch viel Klugheit und Ausdauer dazu gehört, gerade diese beiden Apothekersleute vom Tode zu erretten. In Siegburg und bei Kassel haben sie lange zu Gott rufen müssen, bis sie erfahren durften, daß er sie erhört hatte. Jener Unteroffizier drückte mir tiefbewegt die Hand und fragte mich am Schluß unserer Unterredung: „Wer ist eigentlich dieser Doktor von Thadden, der uns in den letzten schweren Jahren beschützt hat? Ist er ein Pfarrer wie euer Martin Niemöller, oder ist er ein hoher Verwaltungsbeamter in eurer Kirche? Wir möchten mehr von ihm wissen. Schreiben Sie das doch einmal auf, das Buch würde auch bei uns gelesen werden!“

Eine weitere Episode: Im Polizeigefängnis in Löwen lagen dreißig Geiseln. Der Gendarmerieoffizier unserer Kommandantur überbrachte den Befehl aus Brüssel, sie erschießen zu lassen. Es handelte sich um einen Sabotageakt, an dem diese Menschen völlig unschuldig waren. Thadden bat den Offizier, ihn einen Augenblick allein zu lassen. Es war ein Tag wie alle anderen, angefüllt mit schier unerträglicher Spannung. In Brüssel war General von Falkenhausen längst verhaftet worden, es regierten andere Leute, und ein Generalleutnant, selber nicht mehr Herr der Lage, hatte Herrn von Thadden eröffnet, daß er ihn nun doch wohl abberufen lassen müsse. „Ich weiß nicht, Sie sind gar nicht mehr der alte von Thadden“, hatte er gesagt. Wohl war dieser noch der alte, aber in dieser Stunde war er gleichsam über sich hinausgewachsen. Ihn hatte, in Gedanken daran, jetzt dreißig unschuldige Menschen erschießen zu müssen, das Grauen erfaßt. Es hatte sich

die unaussprechliche Not der zum Himmel schreienden Ungerechtigkeit seiner bemächtigt. Er wußte: es geht jetzt nicht nur um die dreißig Geiseln, sondern was jetzt in diesem Blutrausch geschieht, das ist das Schlimmste, aber auch zugleich das Dümme, was wir tun können. Jetzt wird nämlich der letzte Rest des Ansehens des deutschen Namens für immer in den Staub getreten. Thadden hat in seinem bewußten Widerstand gegen diesen wahnsinnigen Befehl jedem ehrlichen deutschen Landser die größte Liebe erwiesen, indem er unter Beweis gestellt hat, daß solche Bluttat nicht seinem Willen entsprach. Seine Ehre als deutscher Offizier und Edelmann verbiete ihm, solchen Befehl ausführen zu lassen.

Der Befehl ist nicht ausgeführt worden. Thadden hat sich persönlich dafür eingesetzt, daß niemand erschossen wurde, und es steht darum in dem Zeugnis des Professors Bruynoghe über ihn mit Recht, daß er sich unter eigener Lebensgefahr für Recht und Freiheit eingesetzt habe. Am Vormittag des 4. September 1944 wurde ich zu meinem Erstaunen von Brüssel aus angerufen. Es war das letzte Gespräch, das auf der Kommandantur geführt wurde. Ich weiß bis heute nicht, wer auf der anderen Seite sprach. Der Mann teilte mir mit, daß das große chirurgische Sonderlazarett in Brüssel darum nicht in die Luft gesprengt worden sei und dem Roten Kreuz ordnungsgemäß übergeben werde, weil man bereits überall in Belgien wisse, daß der Edelmann von Löwen die Geiseln freigelassen habe.

Es ist eine historische Tatsache, daß durch diese mutige Tat für alle Zeiten ein Teil von der blutigen Schmach vom Ehrenschild der Deutschen abgewaschen worden ist. Um anzudeuten, was zu diesem Edelmut gehört, sei erwähnt, daß an der Straße, die nach Deutschland führte, an einem Ort Banditen warteten, ihn dort befehlsgemäß umzubringen, weil er ein Verräter sei. Ich bin etwa vierzehn Tage später in Wesel

darüber vernommen worden, ob es wahr sei, daß ein deutscher Kommandeur es gewagt habe, mit den Verrätern zu paktieren. Die drei, die mich vernahmen, hatten davon gehört, daß bei der Befreiungsfeier am Abend des 4. September einer von den Geiseln bereits zu Ehren eines deutschen Mannes öffentlich bezeugt hatte, daß er durch ihn freigelassen worden sei. Ich konnte der Wahrheit gemäß unter Eid aussagen, daß Reinold von Thadden niemals ein Verräter gewesen sei, daß aber, wie mir berichtet worden sei, alle unsere Kameraden im chirurgischen Sonderlazarett in Brüssel durch seine Handlungsweise bewahrt worden seien.

Nach Rußland verschleppt

Im Herbst 1944 finden wir von Thadden wieder daheim in Pommern. Auf dem Rückzug aus Belgien erlitt er bei einem Tieffliegerangriff einen Autounfall und kam mit einer schweren Gehirnerschütterung ins Lazarett. Der Krieg war für ihn zu Ende. Die letzten schweren Monate hat er dann auf seinem pommerschen Gut ausgehalten, bis Anfang März 1945 die Russen kamen und damit ein Leidensweg ohnegleichen für ihn begann.

Es gibt einige Berichte aus dieser schweren Leidenszeit, in der ihm dreimal auf ganz wunderbare Weise das Leben gerettet wurde. Am Gründonnerstag 1945 wurde er halbtot in einen Keller gestoßen. Er hatte 40 Grad Fieber und trotz unmenschlicher Schläge mit einem Koppel, nach quälendem, stundenlangem Verhör nicht gestehen können, daß er zur Partei gehört habe, auch dann nicht, als der Russe ihn erpressen wollte. „Wenn du in fünf Minuten nicht gestanden hast, daß du spätestens 1934 in die Partei eingetreten bist, dann wirst du in zehn Minuten erschossen!“ „Machen Sie, was Sie wollen, ich bin nicht in der Partei gewesen, ich

sage die Wahrheit!“ konnte er noch erwidern, und dann schlug man ihn zusammen. Der Keller, in den man ihn stieß, war schon voll Menschen. Alle mußten stehen, es war kein Platz zum Hinsetzen. Seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Er drohte umzufallen. Da ertönte eine Stimme aus dem Hintergrund: „Komm nur hierher, hier in der Ecke ist noch ein bißchen Platz für dich!“ Er wand sich hindurch und fand wirklich ein Eckchen, wo er sich wenigstens hinhocken konnte. Es war ein älterer Mann, der ihn zu sich gerufen hatte. Während er neben ihm hockte, hörte er ihn leise vor sich hin die Worte des Psalmes sprechen: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . .“ Der sich seiner angenommen hatte, war ein frommer, pietistischer Lehrer aus Ostpommern.

Bis in die Sumpfwälder zwischen den nördlichen Uralausläufern und dem Eismeer hat man Thadden verschleppt. Seine Mitgefangenen haben bezeugt, daß aufrichtende Kraft von ihm im Lager ausging. Sobald er sich dank der Hilfe, die diesmal von einem polnischen Leidensgefährten kam, wieder ein wenig ausgerichtet hatte, versuchte er, etwas von seinem neu gewonnenen Halt an andere weiterzugeben.

Wer selber in Gefangenschaft gewesen ist, kann ermessen, was es bedeutet, wenn man durch einen Menschen nur für einige Zeit über sein Elend hinweggebracht wird. Aber Thadden wollte bewußt mehr. Er versuchte, der allgemeinen Depression entgegenzuwirken. Als ein Junge aus der Neumark, der ihn während der Fahrt unter seine Decke genommen hatte, starb, schien sogar der russische Lagerkommandant erschrocken zu sein. Jedenfalls ließ er Thadden durch den Lagerarzt auffordern, Vorträge zu halten und aus seinem Leben zu erzählen. So berichtete er von seinen Reisen im Auftrage des Christlichen Studenten-Weltbundes nach England, Frankreich und Amerika. Als der Wunsch laut wurde, man möchte an den Festtagen

gern einmal eine Andacht hören oder gar einen Gottesdienst erleben, war Thadden bereit, auch mit dem Wort Gottes zu dienen. Es gehört zwar zu seiner Art, daß er nie einen Gottesdienst hält, wenn ein Pfarrer da ist. Aber hier war kein Pfarrer. Es war auch keine Bibel da, geschweige denn ein Gesangbuch. Ein junger Schwarzmeerdeutscher hatte unter der Stiefelsohle ein kleines Psalmbüchlein gerettet. Das hütete er wie einen Schatz als kostbares Andenken an seine Mutter. Thadden wagte es, nur mit diesem kleinen Büchlein Gottesdienste zu halten. Erst kamen einige wenige, dann wurde der Kreis immer größer. Frauen und Mädchen bildeten sogar einen Chor. Es waren Lutheraner, Reformierte, Adventisten, Amtswalter der Partei und SS-Führer, eine einzigartige Gemeinde, die sich da versammelte. Thadden sagte: „Es waren hungrige Menschen vor dem Gabentisch Gottes, Lebensquelle inmitten einer Welt von Elend, Hoffnungslosigkeit und Sterben.“

Es ist sicherlich erstaunlich, daß er diese Andachten monatelang halten durfte, bis sie verboten wurden. Wieder einmal wurde er um solcher Verkündigung willen verhört. Das war für ihn nichts Besonderes mehr. Aber er gab es nicht auf. Nur mußte er vorsichtig sein. Die Zahl wurde kleiner. Vier oder fünf Männer kamen im Schatten der Baracke zusammen und diskutierten über Wesen und Auftrag der Kirche. Sie kamen nicht immer überein. „Aber letztlich fanden wir uns doch immer wieder in brüderlicher Gemeinschaft.“

Hier wird einer seiner stärksten Wesenszüge ganz deutlich: Reinold von Thadden ist im Grunde seines Herzens ein *Bruder*. Als endlich die Stunde der Heimkehr schlägt, ist es für ihn typisch, daß bei aller Freude ihm der Abschied von den Leidensgefährten schwerfällt. Es wird erzählt, daß er in der Rückschau gern diesen Augenblick als *die Geburtsstunde der Kirchentagsidee* bezeichnet hat. Im Blick auf die Zurückblei-

benden hat er sich verpflichtet gefühlt, die eigenen Glaubenserfahrungen der Gefangenschaft weiterzutragen und nun in der Heimat erst recht Menschen unter dem Wort Gottes zu sammeln. Belgien und Rußland mit ihren besonderen Situationen weisen überzeugend auf den Beruf seines Lebens hin, Brückenbauer für die Ewigkeit zu sein, der durch seinen Dienst Brüder vom Tode errettet. Niemand kann sich selber senden. Nur der geht, der zuvor den Ruf vernommen hat.

Wieder ist Gottes Zeichen in dieser Gefangenschaft nicht nur aufgerichtet, sondern erkannt worden. Zuweilen wird es uns geschenkt, Beweise dafür zu sehen. So traten im August 1957 nach einem Frühgottesdienst in einer Kirche in St. Paul-Minneapolis zwei Frauen auf den Mann zu, der inzwischen Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags geworden war, und dessen Grußworte sie im Gottesdienst gehört hatten. Sie hatten ihn sofort wiedererkannt. Sie waren seine Mitgefangenen im Lager Ssengos. Nach ihrer Befreiung waren sie nach Amerika ausgewandert. Die jüngere der beiden Frauen redete ihn sofort auf deutsch an: „Ich weiß noch heute, wie Sie uns durch Ihre Erzählungen aus Ihrem Leben und sonntags durch die gemeinsamen Andachten draußen vor der Baracke innerlich am Leben erhalten haben.“ Reinold von Thadden ist Zeuge, der aussagt, was er selber gehört und gesehen hat. Er, der an jenem Morgen, wie er sagte, „angesichts solcher Konfrontation von Tod und Leben nach zwölf Jahren“ ganz still wurde, ist durch das Leid zur weltweiten Verkündigung berufen worden. Sein Leben ist reich gesegneter und oft bestätigter Ruf, vor allem an die Laien der Kirche. Daß dieser Prediger des Evangeliums bis jetzt schon siebenundzwanzigmal ausgerechnet an den Stimmbändern operiert wurde, läßt vielleicht ahnen, unter welcher schweren Anfechtungen solche Verkündigung sich manchmal vollzieht.

Das Erbe der Väter

So gewiß echtes Leben aus dem Glauben nicht etwa Erbgut ist, so gewiß gefällt es Gott, seine Verheißung oft ganz besonders deutlich zu machen: „Denen aber, die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis ins tausendste Glied.“

Wer dem leidgesegeten Lebensweg unseres Kirchentagspräsidenten unter dem Gesichtswinkel der ewigen Erwählung dankbar nachschauen will, muß weit zurückgehen in der Geschichte seiner Vorfahren. Er wird unter ihnen den Urgroßvater Adolph Ferdinand von Thadden-Trieglaff lange betrachten müssen. Wenn dessen Urenkel Wert darauf legt, zu bezeugen, daß er mit allen Christen, wie immer sie auch geprägt waren, sich letztlich doch in brüderlicher Gemeinschaft fand, dann gleicht er darin ganz besonders diesem seiner Ahnen, der einmal schrieb: „Ich kann mir nichts Schöneres denken als christliche Gemeinschaft.“

Die Thadden stammen aus dem Deutsch-Ordensgebiet der damaligen Herzöge von Pommern-Danzig. Sie führen sich auf einen Ritter mit dem Namen Tadeusz zurück. Von ihm (etwa 1270 geboren) werden drei Söhne, Jarislav Taditz, Stefan Taditz und Albertus, 1334—1339 urkundlich als die ersten Namensträger erwähnt. Das Dorf Thadden, nicht weit vom Zarnowitzer See, heißt nach dem Geschlecht. Seit Pommern preußisch ist, stehen auch die Thadden im soldatischen Dienst der neuen Herrscher. Kapitän Franz-Ludwig, Reinold von Thaddens unmittelbarer Vorfahr in der sechsten Generation, kämpft unter Friedrich Wilhelm I. 1715 vor Stralsund gegen die Schweden. Zwei Generale, deren Regimente ihren Familiennamen tragen, stehen beim König in hoher Gunst. Georg-Reinhold von Thadden, der bei Zorndorf schwer verwundet wird, macht der König zum Gouverneur von Glatz. Johann-Leopold von Thadden, Sieger in der

Schlacht von Kaiserslautern gegen das französische Revolutionsheer, wird Domherr von Halberstadt. Ernst-Dietrich von Thadden, Ahnherr des Trieglaffer Zweiges und vermählt mit Karoline, Gräfin von Wartensleben, ist Generalstabsoffizier in der Suite des Königs, seit 1787 Flügeladjutant Friedrich Wilhelm II. Söhne der Familie kämpfen gegen Napoleon, einer von ihnen bei Smolensk unter russischen Fahnen. Franz-Heinrich von Thadden fällt im Blücherschen Freikorps und Leopold als Husar bei Wartenburg an der Elbe.

Hundert Jahre später fällt im ersten Weltkrieg Wilhelm von Thadden. Im zweiten Weltkrieg bleiben drei Söhne von Reinold von Thadden aus dem Trieglaffer Hause auf dem Schlachtfeld: Ernst-Dietrich † 1942, Leopold † 1943, Bogislaw † 1945.

Es wird niemanden verwundern, daß Reinold von Thadden, der am Abend des 3. September 1944 knapp dem Tode durch Erschießen entging, als wohlmeinende, einflußreiche Belgier ihm nochmals anboten, sich von ihnen verstecken zu lassen, solches Ansinnen ablehnte mit den Worten: „Ich bin deutscher Offizier!“ Solches Versteck konnte in jener Stunde die Rettung seines Lebens bedeuten. Thadden aber lehnte ab, weil er ein Ritter ohne Furcht und Tadel ist, auch gebunden in der soldatischen Tradition seines Hauses.

So selbstverständlich es für die Thadden war, den Soldatenrock anzuziehen, so wenig wird ihr Name in der Verwaltungspolitik genannt. Reinolds Vater war zwar Landrat, aber er blieb Gutsbesitzer.

Der Kirchentagspräsident sagt gelegentlich gern, daß das Erbe Otto von Gerlachs, dessen Enkelin seine Mutter ist, besonders stark in ihm sei. „Ich bin eigentlich ein Gerlach. Meine Mutter war eine geborene Gerlach, und von ihr habe ich die entscheidende Erbmasse mitbekommen.“ Das ist mehr als die dankbare Erinnerung an seine verehrungswürdige Mutter, die er schon mit achtzehn Jahren verlor, sicherlich auch

mehr als Bewunderung für Professor von Gerlach, der nach anfänglichem Jurastudium Theologe wurde, eine sehr beachtliche, mehrbändige Bibelauslegung schrieb und als Hofprediger starb.

Aber er hat auch entscheidende Impulse von dem „Edelmann unter den Brüdern“, seinem schon erwähnten Urgroßvater Adolph Ferdinand von Thadden, dem Führer der pommerschen Erweckungsbewegung, mitbekommen. Als dieser, voll von dem Erleben der beiden Frankreich-Feldzüge, nach Berlin kommt, bleibt er zunächst dort und sammelt einen Kreis junger Männer aus dem Adel um sich, unter ihnen Gustav von Below, Ernst von Senfft und die Brüder Ludwig und Leopold von Gerlach. Sie sind sich einig im Suchen nach dem lebendigen christlichen Glauben. Seit 1816 sitzen sie regelmäßig unter der Kanzel Schleiermachers, dem Adolph Ferdinand später das Zeugnis ausstellt, er habe ihn „aus dem Tierreich in das Menschenreich versetzt“.

Drei der Freunde, Thadden, Senfft und Gerlach, heiraten drei Schwestern, Töchter des bei Leipzig gefallenen Landrats Heinrich von Oertzen. Aus der Erbschaft seines Schwiegervaters erwirbt Adolph-Ferdinand die Trieglaffer Güter im Kreise Greifenberg.

Er fand nicht nur die Frau und die Güter, sondern noch viel mehr. Die innere Lebendigkeit in dem Berliner Kreis kam aus der Begegnung mit dem Evangelium. Das führte sie alle zu einer Erweckung, wobei neben Gustav von Below Thadden auf Entschiedenheit drängte. Die Brüder von Gerlach, denen er einmal vorhielt: „Ihr seid recht fromme Leute, geht zu Hermes in die Kirche, seid gegen alle Leute recht liebevoll, aber dabei bleibt es auch“, gestanden ein, daß ihr Freund ihnen „in wesentlicher Wahrheit weit voraus sei“. Sie sprachen über ihre begreifliche Scheu, zu anderen von Christus zu reden, da ihnen die Kraft und die Gelegenheit dazu fehle. Aber das ließ Thadden nicht gelten. „Soll die Gelegenheit nicht da sein? Ist es eure Kraft

und nicht Gottes Kraft, die dann wirken soll? Mit der schönsten Erkenntnis, mit den besten Handlungen ist Gott wenig gedient. Er will unser Herz, und zwar das Herz ganz haben, weil er ein überaus freundlicher, liebevoller Gott ist.“

Er stellt fest: „Es gibt heutzutage leider gar zu viele, die mit dem Christentum schöntun, sich damit schmücken und parfümieren, die wohl Christus, den Schönsten unter den Menschenkindern, aber nicht Christus, den Allerverachtetsten, an dem keine Schönheit ist, lieben.“ Solchem Zeugen spürte man ab, daß er „so milde, einfach und herzlich sprach, so ohne alle Anmaßung, daß auch nicht eine Spur von Hofmeisterei dabei blieb, die etwa in den Worten zu liegen schien“.

Es ist im einzelnen nicht mehr festzustellen, durch welche Menschen und Erfahrungen er zu solcher Entschiedenheit des Glaubens in diesen Jahren gekommen ist. Wir können aus seinem ganzen Wandel nur feststellen, daß er den Ruf vernommen hatte und im Zentrum seiner ganzen Persönlichkeit bekehrt wurde. Einer der Gerlachs hat seinen tiefen Eindruck von dieser Persönlichkeit so wiedergegeben: „Welch ein Mensch, ich weiß nicht, ob ich ihn mehr hochachten, bewundern oder aus ganzer, voller Seele lieben soll!“ Bezeichnend für die Art echter Brüderlichkeit dieses jungen erweckten Christen ist, daß er sich auch zu den frommen Katholiken hingezogen fühlt. Er weiß sich ihnen mehr verbunden als den sich „aufgeklärt“ gebenden Evangelischen. Darum reist er 1816 nach Bayern, um die katholische Erweckung um den Pfarrer Goßner in München kennenzulernen.

Im Herbst 1820 heiratet er. Der Prediger Jänike, dem Thadden und seine Braut viel verdanken, traute sie. Um Thaddens entschiedene Haltung recht würdigen zu können, muß man die damaligen kirchlichen Verhältnisse näher kennen. Es war die Zeit, in der viele Pfarrer den Vernunftglauben vertraten. Manche nann-

ten sich bewußt „Lichtfreunde“. Wes Geistes Kinder die waren, die in der Kirche dieser Richtung angehörten, geht aus einer kleinen Festschrift eines pommerischen Pastors hervor. Darin redet er seine Amtsbrüder folgendermaßen an: „Ihr werdet es für eine Herabwürdigung des erhabenen Gottes erkennen, daß man ihn zum eingefleischten Gott machen will, bloß, damit er als der Sünderknecht, als ein geschlachtetes Opfertier, dem erzürnten Vater desto vollgültigere Genugtuung gewähre, da doch seine erhabene Weisheit, seine reine Tugend und seine unendliche Liebe und Aufopferung als Früchte seiner Selbstkraft und seines auf das Höchste und Heiligste stets hinggerichteten Willens sehr viel höher stehen und weit mehr zur Nacheiferung ermutigen, wenn er sich selbst als Mensch zur Gottheit emporgearbeitet hat. Ihr werdet daher die sinnliche Vorstellung von der Gottheit Christi und dessen stellvertretende Genugtuung, nach welcher das unendliche Wesen selbst im Fleische erschienen sei und für die Sünden der Welt gebüßt haben soll, als eine durchaus unchristliche und ungöttliche Lehre verwerfen, weil der Mensch dadurch in den unseligen Wahn versinkt, daß die Schuld eines mit Sünden und Lastern befleckten Lebens durch das Blut Christi getilgt werde, und daß zur Erlangung der ewigen Seligkeit der Glaube an Jesum, d. h. das feste Verlassen auf die durch seinen Opfertod bewirkte Besänftigung des erzürnten Vaters, die Hauptsache sei.“

Ich entsinne mich deutlich, daß Reinold von Thadden einmal im Blick auf diese Zeit und solche Verkündigung gesagt hat: „Eins der größten Wunder, die es gibt, ist dies, daß die Kirche noch besteht trotz der Pfarrer.“

Das Wunder ist dies: daß Gott dem Evangelium da, wo die Pastoren versagten, durch Laien zum Durchbruch verhalf, die er berief, und die er sandte. Ähnlich wie im Siegerland die Wirkung des Geistes Gottes in der

Erweckung von Kindern beobachtet werden kann, zu der bedeutende Evangelisten wie Albert Hoffmann und Ludwig Henrichs sich bekannten, so kann man hier in Pommern mit Erstaunen beobachten, daß Gott sich nicht nur der Weisheit des Alters, sondern auch der Entscheidungsfreudigkeit der Jugend bediente.

Über Gustav von Below, pommerschen Gutsbesitzer, Offizier und Student, urteilt sein Biograph: „So nahe war damals die göttliche Liebe und Barmherzigkeit nach den großen Ereignissen und Drangsalen der Freiheitskriege den Menschen getreten, und so dünn war die Scheidewand zwischen dem abgewandten menschlichen Willensgeist und der ausgestreckten Vaterhand, daß das Lesen des Evangeliums Matthäi genügte, die ganze Lebensrichtung eines lebenslustigen jungen Gardeoffiziers umzuwandeln.“

Auch Below verließ Berlin, kehrte auf sein elterliches Gut nach Stolp zurück und gehorchte dem Wort: „Wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder!“ Diese waren zu dritt und bemühten sich fortan, durch Vorbild und ernste Aussprachen ihre Pastoren zur neuen Erkenntnis und zu neuem Wirken zu bringen. Was für eine Bewegung hätte das damals im Osten geben können, wenn sich auch die Pfarrer bekehrt hätten und statt ermahrender und erzieherischer Sonntagspredigten und tüchtiger Bewirtschaftung des Pfarrackers und der Pflege der Geselligkeit untereinander rechte Seelsorger geworden wären! Als die Brüder Below bei jenen auf Ablehnung stießen, wandten sie sich ganz ihren Gutsleuten und Standesgenossen zu. Sie hielten stark besuchte Gottesdienste in ihren Gutshäusern ab, bei denen sie selbst predigten, und ließen auch nicht davon ab, als die Regierung ihnen Geldbußen auferlegte und ihnen, den kaisertreuen, adligen Offizieren, drohte, ihre Versammlungen auseinandersprenge zu lassen. Denn die Abhaltung von „Konventikeln“ war damals verboten.

Eine ähnliche Bewegung, wie sie um die Belows entstanden war, brach bald auch an anderen Orten auf. Mit Freuden berichtet Gustav von Below, wie er auf seiner Reise nach Trieglaff im Jahre 1821 in der Gegend von Greifenberg eine erweckte Bauerngemeinde kennengelernt habe, „in welcher ein überschwenglicher Reichtum der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit waltet“.

Trieglaff war zu einem neuen Mittelpunkt geworden. Wenn es zutrifft, daß dieser Ort in vorchristlicher Zeit ein altes Heiligtum des Wendengottes Triglav gewesen ist, und daß man wie an vielen Orten ganz bewußt an solcher Stelle eine Kirche erbaute, dann ist es allerdings ein ganz besonders beachtliches Zeichen, das Gott an dieser Stelle aufrichtete, von der eine Bewegung ausging, durch die Menschen nicht nur in Pommern, sondern auch in Ostpreußen und Schlesien erfaßt wurden. Seit 1829 fanden etwa zwanzig Konferenzen gleichgesinnter, erweckter Christen statt. Diese Zusammenkünfte, zuletzt mit über hundert Teilnehmern, waren so etwas wie eine Urform aller Konferenzen in einer erneuerten evangelischen Kirche des 19. und 20. Jahrhunderts. Außer dem neuen Pfarrer Dummert wirkten hier u. a. die Pastoren der Erwekungsbewegung: Büchsel, Meinhof, Wetzels, Görke, Knak und Wangemann, sowie der Berliner Professor Hengstenberg. Diese Konferenzen, auf denen der Geist der Demut, Entschiedenheit und Freudigkeit herrschte, hat der Hausherr später als die einzig interessanten Gesellschaften bezeichnet, auf denen man sich unmöglich langweilen konnte. Sie sind für ihn ein Stück seines Lebens geworden. Es waren die ersten freien Zusammenkünfte glaubenstreuer Christen in jenem Raum. Was an altem Bibelglauben sich bei den Stillen im Lande gehalten hatte, wagte sich jetzt wieder heraus. Wenn es richtig ist, daß in der damaligen Zeit die Verkündigung des Evangeliums am meisten unter der Ab-

lehnung der sogenannten Gebildeten und der „Halbseidenen“ gelitten hat, dann hat zur selben Zeit in Trieglaff das Beispiel der führenden Menschen belebend gewirkt. Vom Staat wurden diese Tagungen nicht gern gesehen. Sowie eine Veranstaltung über die engste Hausgemeinde hinausging, fiel sie unter das Verbot des Landrats. Auch der lutherische Bischof in Stettin suchte Thadden wiederholt zu bestimmen, sie aufzugeben. Aber der hat fünfzehn Jahre lang unverdrossen ihretwegen unter Polizeiaufsicht gestanden und sich für die ihm auferlegten beträchtlichen Geldstrafen fröhlich pfänden lassen.

Diese Erweckungsbewegung in Pommern und der ihr folgende Übertritt mancher lebendig gewordener Pfarrer und Laien in eine lutherische Freikirche hat zu Angriffen und Verdächtigungen, aber auch zu erneuter Besinnung auf die Kirche und ihr Bekenntnis geführt. Bereits in den 30er Jahren hatte die Einführung der sogenannten Union, die in Preußen auf Wunsch des Königs erfolgt war, die strengen Lutheraner auf den Plan gerufen und zur Gründung einer Freikirche mit dem Sitz in Breslau gedrängt. Thadden sympathisierte mit ihnen, nicht zuletzt deshalb, weil sie bald allerlei Bedrängungen durch die Polizei und die Gerichte ertragen mußten. Das war ihm zuwider.

An dieser Haltung kann wieder einmal deutlich gemacht werden, was am ganzen Lebenslauf des Urgroßvaters und des Urenkels als gemeinsames Gut erkennbar wird: es entspricht beider ritterlicher Art, sich für die Unterdrückten und Bedrängten zu allen Zeiten und an allen Orten einzusetzen.

Hinzu kommt für Adolph-Ferdinand, daß ihm in der Union mit dem Nebeneinander zweier Bekenntnisse nicht ganz wohl war. Er rief als Mitglied der außerordentlichen Generalsynode, die über die neue Kirchenverfassung zu beraten hatte, aus: „Wir fürchten, daß uns in der mürben Kirche einmal das ganze Christen-

tum wie ein Aal durch die Hand schlüpfen werde. Darum lieben wir den alten lutherischen Dom mit seinen Zacken und Spitzen, darum schützen wir das alte Bekenntnis gegenüber einem blauen Dunst, von dem man nicht weiß, was daraus wird.“ Im Jahre 1848 vollzog er, von seinen Leuten und seiner Überzeugung gedrängt, den Übertritt, aber er war nicht der Mann, der, zufrieden, endlich den rechten Platz gefunden zu haben, still vor Anker ging. Er sah durchaus die Gefahren, die sich ergaben: „Wenn wir in eine Bahn hineingeraten, wo wir in starrer Abgeschlossenheit den Zusammenhang mit den Heilsgütern der übrigen Christenheit verlieren, ja, wenn wir aufhören, uns über das Gute unserer christlichen Nachbarn zu freuen — wenn wir aufhören, von ihnen zu lernen.“

Dem Ahnherrn und seinem Nachfahren bleibt im Grunde immer die Gemeinschaft mit allen Kindern Gottes, gleich, wo sie kirchlich stehen mögen, wichtiger als alle Trennung. Auch aus diesem Grunde blieb der Urgroßvater damals in der Synode. Sein Grundsatz war: „Ein enges Gewissen — ein weites Herz.“

Es gilt von beiden, vom Urgroßvater und von seinem Urenkel, daß der Schlüssel zum Verständnis ihrer Persönlichkeit ganz woanders gesucht werden muß als in ihrem Adelsstand oder gar in ihrem Preußentum. Wenn man sehen darf, wie ein Mensch, manchmal, ohne sich mit Fleisch und Blut besprechen zu können, seine Entscheidungen so trifft, daß sie ohne Rücksicht auf das eigene Leben immer wieder dem einen Ziel dienen, dem Nächsten zu helfen, auch wenn der Nächste ein Feind oder gar nicht des Glaubens Genosse ist, dann weiß man: hier handelt ein Mensch, dem sein Christenstand nicht ein Stand neben anderen ist, sondern im letzten Sinn des Wortes Standort, von dem aus er versucht, in einer Welt voll Not und Elend deutlich zu machen, daß Gott gegenwärtig ist. Reinold von Thadden ist, was sein Ahne war: nicht ein Christ zu

allem andern hinzu und nie ein Christ für sich allein. Soviel der Kirchentagspräsident auch an Erbe mütterlicherseits in sich trägt, man kann in seinem Leben wie an dem des von Gott besonders ausgerüsteten Führers der pommerschen Erweckungsbewegung an ganz großen und an kleinen, manchmal nebensächlich scheinenden Zügen das gemeinsame Denken und Handeln erkennen.

Werden und Wachsen

Reinhold Arnold Richard, der Sohn Adolph Ferdinands, ist der Großvater unseres Reinold. Er ist 1825 in Trieglaff geboren und starb 1903. 1848/49 war er österreichischer Ulanenoffizier, zuletzt königlich-preussischer Landschaftsrat und Rittmeister a. D. Sein Sohn Adolf von Thadden-Trieglaff, der Vater Reinolds, war Doktor der Rechte und Landrat, zunächst in Mohrungen in Ostpreußen und später in der heimatlichen Kreisstadt Greifenberg. Von ihm werden besonders seine schlichte Frömmigkeit und seine große Gastlichkeit gerühmt. Er hat seinem Sohn vor allem die Gabe des Erzählens vererbt, um deretwillen er beim Kaiser beliebt war. Seine Schwester Elisabeth von Oertzen hat sich als Schriftstellerin einen Namen gemacht. Vom Vater hat Reinold ferner die rechte Barmherzigkeit in dem Sinne, daß sein Herz allezeit bei den Armen ist. Das in sein Leben tief eingreifende Ereignis des plötzlichen Todes der herzlich geliebten Mutter, gerade in der Zeit, als er in Paris studierte, hat zweifellos sein ganzes Leben beeinflußt. Ich bin im Kriege gleichsam noch einmal Zeuge dieser eindrucksvollen Zeit gewesen. Als er einige Tage in Paris dienstlich beschäftigt war, durfte ich ihn begleiten. In jenen Tagen, als er mir, soweit das möglich war, die wichtigsten Gebäude von Paris zeigte, mag die Erinnerung an die Mutter

sich verbunden haben mit dem Gedanken an eine andere Mutter, die Mutter seiner eigenen Kinder, wenn die Nachricht kam, daß wieder einer der blühenden Söhne gefallen war. Er zitierte damals die Stelle aus einem Brief seiner Mutter, den sie wahrscheinlich unmittelbar vor ihrem Tode geschrieben hat: „Es ist mir eine Herzensfreude, wie der Junge sich entwickelt, so recht in meinem Sinn, mit den intensiven geistigen Interessen.“ Das war die Frau, die allein dadurch, daß sie darauf bestand, daß ihr Sohn die französische Sprache erlernte, an seinem Lebensweg eine Weiche stellte, von der sie nicht ahnen konnte, wohin der Wagen des Lebens ihres Sohnes einmal rollen sollte. Die Sprache, die seine Mutter ihn lernen ließ, bahnte ihm später den Weg zum Herzen derer, die ihn in ihrem Leben nicht vergessen werden.

Diese seine Mutter hat ihn zum erstenmal in seinem Leben ins Gefängnis gesteckt. Der Vater seines Schulkameraden Richard hatte als Unteroffizier zwölf Jahre gedient und wohnte als Wärter im Gefängnis. Die Mutter kochte für die Gefangenen und die Pensionäre, die sie aufnahmen. Da die Wohnung klein war, freuten sich die beiden Gymnasiasten, wenn sie im Sommer, solange das Gefängnis nicht voll belegt war, jeder eine eigene Zelle hatten. Später hat Thadden zuweilen gesagt: „Ich kannte ja das Leben in der Zelle. So hat es für mich nichts Überraschendes mehr.“ Die Frau Landrat hat gemeint, es sei dem Knaben heilsam, wenn er früh lernt, wie dem — wie man damals sagte — „kleinen Mann“ zumute ist, und hatte ihrem Reinold diese „Pension“ verschafft.

Aus diesem „Gefängnis“ kam der angehende Sekundaner auf die Ritterakademie in Brandenburg. Seit 1954 ist der damalige Schüler, der 1909 sein Abitur dort machte, Ehrendomherr von Brandenburg, auch eine wundersame Abrundung eines, äußerlich gesehen, verschlungenen Lebens. Bischof Dibelius hat ihn vor

demselben Altar eingeführt, vor dem er als Schüler konfirmiert worden war. Vor dem jungen Abiturienten lag das Leben ziemlich unkompliziert offen: Reiteroffizier, Jurist und sicher einmal der Erbe der väterlichen Güter.

Wenn jemand rückblickend auf die Strecke des Lebens schaut, die er zurückgelegt hat, dann kann er zuweilen mit ehrfürchtigem Erstaunen feststellen, daß oft an entscheidenden Wendepunkten Menschen gestanden haben, die den Lebensweg mitbestimmt haben. Man könnte das ganze fernere Leben Thaddens unter dem Gesichtspunkt der Begegnung mit Männern betrachten, deren Namen in der Geschichte unseres Volkes und der des Reiches Gottes einen bedeutsamen Klang haben. Solche Begegnungen geschehen oft dann, „wenn die Zeit erfüllt ist“. Schon bevor Reinold als Student nach Paris ging, lernte er Ewald von Kleist kennen. Von dieser Begegnung hat er noch nach Jahrzehnten gesagt: „Ich empfand sofort, hier zum erstenmal in meinem Leben einer jugendlichen Persönlichkeit ungewöhnlichen Ausmaßes zu begegnen.“ Das war der Kleist, der unter Hitler seinen unerschrockenen Mannesmut mit dem Leben bezahlen mußte. Es ist ganz klar, daß sich Thadden, der als Erbe der Trieglaffschen pietistischen Überlieferung angesehen wurde, auch die verschiedensten christlichen Gruppen und Kräfte näherten. So lud ihn ein Freiherr von Tiele-Winkler-Rothenmoor zu einer Konferenz auf sein Gut nach Mecklenburg ein. Thadden ging nicht hin. Als Ewald Kleist ihm von Bibelstunden bei dem alten General Oskar von der Marwitz berichtete, bei denen „ein fast privates Christentum“ verkündigt wurde, wollte Thadden auch davon nichts wissen.

Und doch blieb er bei seinem inneren Suchen nicht ohne Antwort. Georg Michaelis, 1917 Reichskanzler, war ein alter Freund des Vaters. Er riet dem Sohn, es doch einmal mit der Deutschen Christlichen Studenten-

Vereinigung zu versuchen. Michaelis hat in seinen Lebenserinnerungen gesagt: „Zu einer wirklichen Bekehrung gehört mehr Mut als zu einer Pistolenmessur unter dem Zwang traditioneller Ehrbegriffe.“ Es ist nicht sicher, ob er diesen seinen klaren Standpunkt in jener Zeit so wörtlich am Beispiel der Duellfrage im Gespräch mit Thadden begründet hat. Auf jeden Fall aber wirkte sein Auftreten im Leben von Thaddens unmittelbar auf das kommende Ereignis, durch das ein junger Edelmann im kaiserlichen Deutschland auf ganz besondere Weise plötzlich bekannt wurde.

Eine alberne Klatschgeschichte stellte Reinold von Thadden damals vor eine folgenschwere Entscheidung. Er war von einem adligen Korpsstudenten zum Duell gefordert worden und hatte aus Gewissensgründen die Forderung abgelehnt. Man kann heute kaum noch ermessen, was eine solche Weigerung 1912 für einen preußischen Junker bedeutete, zum mindesten gesellschaftlichen Selbstmord. Der Vater kam dadurch dem Sohn ganz nahe. Auch der Freund Ewald von Kleist sagte: „Wenn du davon überzeugt bist, daß du für diese Ehrauffassung nicht kämpfen kannst, dann darfst du es auch nicht tun. Man muß immer dem inneren Gesetz gehorchen.“

Es schien zunächst so, daß er ein ganzes Leben lang unter den Folgen dieser Weigerung, sich zu schlagen, zu leiden haben würde. Das Beste zur Frage des Duells hat er selbst gesagt: „Die Duellverweigerung und der ganze Wirbel drumherum, das war im Grunde völlig unwichtig. Das berührte mich auch eigentlich gar nicht. Wichtig war mir etwas ganz anderes: das Bekenntnis nämlich, das dahinterstand. Gegen diese Karikatur von Ehre, wie sie in der Forderung zum Ausdruck kam, mußte einmal ein Bekenntnis aufgestellt werden.“ Das ist der ganze Thadden!

Bald nach seinem Examen diente er im zwölften Dragonerregiment; die Schatten „seiner dunklen Ver-

gangenheit“ wichen auch nicht, als 1914 der Krieg ausbrach. Als er nach jenem Ritt vor Mecheln und seinem Aufenthalt im Lazarett bald wieder am Feind war, wurden die mit Thadden gleichaltrigen Vizewachtmeister zu Leutnanten befördert. Der Unteroffizier Reinold von Thadden wurde am gleichen Tag mit zwei Mann zum Reinigen der Latrinen abkommandiert. Als er unten in der Grube stand, ritt ein entfernter Verwandter von ihm, der Ulanenrittmeister Graf Hahn-Schwirsén, vorüber. „Was machst du denn da unten? Ich denke, ihr seid alle heute Offiziere geworden?“ rief er ihn an. „Ich nicht“, entgegnete der Unteroffizier. „Dann verstehe ich euch alle nicht mehr“, rief der Graf zurück und machte, daß er davonkam. Es ist noch eine lange Geschichte, als dann der Vater eingriff, zur Obersten Heeresleitung fuhr und seinen Sohn vor Ypern besuchte. Damals schien die Beförderung gesichert zu sein. Da kam das Regiment nach dem Osten, und es wurde wieder nichts aus dem Offizier. Aber der Vater ließ nicht locker. Er wandte sich jetzt an den Kaiser. Ende Januar hielt er ein Schreiben aus dem Hauptquartier in den Händen. Der Kaiser betonte ausdrücklich, daß die Frage an den Offiziersaspiranten, welche Stellung er gegenüber dem Brauch, die Ehre durch Zweikampf zu wahren, einnähme, nicht zulässig sei.

Wiederum machte sich der Vater auf und kam diesmal an die Weichsel, wo der Sohn eben bei dem neuen Regiment angekommen war. Diesmal brachte er die neue Uniform gleich mit; doch dauerte es immer noch einige Monate, bis Reinold Leutnant im Dragonerregiment 17 wurde. Bei diesem Regiment ist er bis zum Kriegsende geblieben. Unter den jüngeren Offizieren trat ihm Graf Alfred Waldersee besonders nahe. Er war damals 17jähriger Kriegsfreiwilliger und schreibt später über ihn: „Uns interessierte nur die Frage: Was für ein Mann ist der Thadden? Ohne daß

wir es merkten, hat uns dann vierzehn Tage später dieser Mann geistig geführt. Wir haben damals zusammen im Stroh gelegen und gemeinsam gebetet. Das hatte ich seit Jahren nicht mehr getan. Wir fanden in ihm einen Freund und Lehrer, der uns an die Hand nahm und leitete.“

In der zweiten Hälfte des Krieges kam Thadden ins Baltikum, zum erstenmal als Besatzungsoffizier. In der Osterzeit 1918 kommt es zu der Begegnung mit einem Mann, dessen Zeugnis, besonders durch seinen Märtyrertod, nicht ohne bleibenden Eindruck auf den jungen Leutnant geblieben ist. Er versäumt, nachdem er den Theologieprofessor und Pastor der Universitäts-gemeinde, Dr. Traugott Hahn, zum erstenmal gehört hat, keinen Gottesdienst in der Universitätskirche. Als die deutschen Truppen im Dezember 1918 aus Estland abrücken mußten, besuchte Thadden ihn als letzter Soldat. Hahn lehnte alle Möglichkeiten zur Flucht ab. Er wollte kein Mietling sein und blieb. Seine Witwe berichtet, daß mit Reinold von Thadden auch der Baron Stromberg, ebenfalls Pfarrer und Theologie-professor in Dorpat, zu Hahn gekommen war. Die drei Männer nahmen ihre Bibeln zur Hand und vertieften sich in das Wort: „Ich muß wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Als Reinold von Thadden in später Abendstunde von ihm Abschied nahm, sagte Hahn zu ihm: „Es kann wohl sein, daß Gott auch in unsern Tagen wieder einmal das schwerste und größte Opfer verlangt, die köstlichste Saat im Reiche Gottes: die Hingabe des Lebens.“

Es kann unser Leben schon reich machen, zuweilen einem solchen Zeugen zu begegnen, und unsere Kirche ist reich an Zeugen. Tief erschüttert über die Nachricht vom Märtyrertod Traugott Hahns schreibt Thadden: „Mir persönlich bedeutete Hahn das größte innere Erlebnis während der letzten sechs Jahre. Zuerst nur seine unvergeßlichen Predigten nach unserem Einzug

um die Osterzeit, dann sein persönlicher Verkehr, überhaupt der ganze Geist, der von ihm ausging. . . . So zart er fühlte, Furcht kannte er nicht, und darum konnte seine letzte Predigt vor dem Abzug der deutschen Truppen über den Text: ‚Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn‘ mit überwältigender Überzeugungskraft in das Bekenntnis ausklingen: ‚Also wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn!‘ — Das war fast das Letzte, was ich von ihm hörte, und nun ersah ihn Gott selber dazu aus, als ein treuer Knecht seines Herrn seinen Gehorsam mit dem Tode zu besiegeln.“

Die Nachricht von dem Tode dieses Märtyrers veranlaßte Thadden, ein Gedenkwort zu schreiben, das seine tiefe innere Anteilnahme verrät.

Das ganze Leben Reinold von Thaddens ist ein einziger Kampf um die Wahrheit und um die Geltung des christlichen Bekenntnisses im täglichen öffentlichen Leben geworden. Es ist aber auch dadurch gekennzeichnet, daß besondere Freundlichkeit Gottes ihm immer im entscheidenden Augenblick Menschen in den Weg geführt hat, die für ihn von weittragender Bedeutung wurden. Als er nach sechsjähriger Soldatenzeit in die Heimat zurückfand, fand er eine Situation vor, die für einen zukünftigen Großgrundbesitzer nicht gerade rosig aussah. In einer seiner Schriften „Der Adel in Norddeutschland“ schrieb er später; „1919/20 geschahen in Mecklenburg, Pommern und der Mark Dinge, die die Sorge nicht ganz unberechtigt erscheinen ließen, Norddeutschland möchte ein Raub des Bolschewismus werden.“ Ihn bewegte dabei bezeichnenderweise nicht die Furcht vor dem möglichen Verlust der Existenz, sondern die Sorge um die Ungerechtigkeit der Besitzverhältnisse und die soziale Verstandnislosigkeit so mancher seiner Standesgenossen. Er suchte ehrlich nach der Ursache. „Wenn die Revolution überwunden werden soll, müssen auch die entsprechenden

Konsequenzen gezogen werden.“ Er nannte sich einen konservativen Sozialrevolutionär aus Leidenschaft.

Das ist in seinem Leben immer wieder so deutlich geworden, daß die Armen, die Hilfesuchenden und die Verfolgten erkennen durften, daß hier ein Mann bereit ist, im Innersten mit ihnen zu leiden. Seine ältere Schwester Elisabeth, die eine Aktion „Stadtkinder aufs Land“ organisiert hatte, unterstützte den Bruder. Die Kinder kamen aus den Arbeitervierteln Ost-Berlins und waren gesammelt von Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze, der seine Stelle in Potsdam aufgegeben und sich im Berliner Osten niedergelassen hatte. Neben der Aktion „Stadtkinder aufs Land“, die im wesentlichen bald eine Aktion „Stadtkinder nach Trieglaff“ wurde, fanden in Trieglaff von 1919—1923 die Konferenzen der von Siegmund-Schultze gegründeten „Sozialen Arbeitsgemeinschaft“ in demselben Saalanbau statt, den der Urgroßvater damals für seine Konferenzgäste gebaut hatte. Reinold von Thadden aber war nicht der Mann, der bei den mehr oder weniger unvorbereiteten Konferenzgesprächen stehenblieb, und so zog der 28-jährige in das Berlin der spartakistischen Aufmärsche. Als ehrenamtlicher Mitarbeiter arbeitete er hauptsächlich unter Jugendlichen und bemühte sich darum, daß Straffällige nach der Verbüßung ihrer Strafen wieder ins „bürgerliche“ Leben eingeordnet werden konnten. Abends wirkte er in den Klubs, diskutierte mit den Quäkern über Völkerbundsfragen und begleitete Michaelis zu Evangelisationsabenden. In Moabit sprach er über „Die geistige und seelische Lage der heutigen großstädtischen Arbeiterschaft“. Er erlebte den Kapp-Putsch und schrieb an seinen Vater: „Ich persönlich bin der Überzeugung, daß wir dem Bolschewismus rettungslos entgegentreiben, wenn nicht Verständige sehr bald die Oberhand gewinnen und Herrn Kapp und Genossen davon überzeugen, daß auf diese Manier das deutsche Volk heute nicht mehr regiert werden kann.“

Mit seinem Weggang von Berlin löste er seine Verbindung zu Siegmund-Schultze: „Diese ganze Sozialreligion der Tat ist sicherlich nicht der Weg, auf dem wir gesunden und aus dem Zusammenbruch herausfinden.“ Er erkannte, daß alle Wohlfahrt und alle soziale Hilfe niemals zum Ziele führen, wenn sie nicht geschehen in Verbindung mit der Verkündigung des Evangeliums.

Mit seinem Scheiden aus Berlin wendet er sich ganz dem Lande zu und kommt nach kurzer Tätigkeit am heimatlichen Amtsgericht an die Regierung in Frankfurt an der Oder. Die Arbeit macht ihm Freude, aber er muß dem Ruf seiner Schwester Elisabeth folgen, als in Pommern ein Landarbeiterstreik ausbricht. Um ganz Landwirt zu werden, geht er als Eleve auf benachbarte Güter und bald nach Schlesien.

In sein an Begegnungen reiches Leben tritt nun die Frau seines Lebens. Aus dieser Begegnung ergab sich eine enge Beziehung zu den süddeutsch-schweizerischen Gemeinschaften. Schon das Sichkennenlernen der beiden jungen Menschen hatte in einer Atmosphäre stattgefunden, die in enger Beziehung zum Pietismus süddeutscher Prägung stand. Reinold von Thadden war wenige Monate vor Ausbruch des ersten Weltkrieges zur Hochzeit seines Freundes Otto-Karl von Kameke eingeladen worden, der in Thüngen (Unterfranken) Franziska Freiin von Thüngen heiratete. Franziska war eine Kusine von Elisabeth Freiin von Thüngen. Sie war eine Zeitlang Lehrerin auf dem Heilsberg in der Rhön gewesen, wo Rudolf Freiherr von Thüngen mit seiner Frau, Elisabeth, geb. Prinzessin von Ysenburg-Büdingen, drei Töchtern und einem Sohn lebte. Der junge Gefreite kam in Uniform, während die übrigen Gäste ohne Offiziersrang es vorzogen, im Frack zu erscheinen. Der Mut, sich seines bescheidenen Dienstgrades nicht zu schämen, bestätigte seine schlichte Art. Er hat ihm aber auch die ersten Sympathien seiner

späteren Schwiegermutter eingebracht. Bei der Wertschätzung, die sich Reinold von Thadden bei den Thüngens auf dem Heilsberg schnell erwarb, hat wohl aber noch ein tieferer Grund mitgewirkt. Ihnen war sehr wohl bekannt, welche kirchengeschichtliche Rolle die Thaddens in Pommern einnahmen. Es tritt nun die Gemeinschaftsbewegung in Reinold von Thaddens Leben. Elisabeth, seine spätere Frau, ist ganz bewußt in dieser Welt aufgewachsen. Ihre Mutter kannte und schätzte vor allem St. Chrischona. Kein Wunder, daß sie auch ihren Töchtern dort eine solide biblische Ausrüstung fürs Leben mitgeben ließ. Elisabeth war wiederholt dort. Noch heute ist St. Chrischona für Frau von Thadden ein Stück wirklicher Heimat. Als ich zum erstenmal in Trieglaff war, sah ich dort Bilder von Chrischona und Dora Rappard, die eine Freundin ihrer Mutter war. Neben diesen Bildern ließen die Bücher ihrer Bibliothek erkennen, wes Geistes Kind sie ist. Auf dem Heilsberg stand man in enger Verbindung mit fast allen damals bekannten Persönlichkeiten der Gemeinschaftsbewegung. Mutter und Töchter waren oft auf den Konferenzen in Blankenburg. Sie pflegten auf dem stillen Berg in der Rhön gastfreundlichen Umgang mit ihren geistlichen Freunden, Missionaren und Schwestern, die in aller Welt auf den Missionsfeldern im Dienst standen. Männer und Frauen, deren Namen in der Geschichte des Reiches Gottes einen guten Klang haben, waren gern gesehene Gäste, und es ist sicher bezeichnend für die enge Verbindung zu der Welt dieser Gestalten, daß bei den Kindern von Frau Elisabeth so viele Namen aus dieser Umgebung als Patennamen vorkommen; erwähnt seien nur Reichskanzler Georg Michaelis, Graf Eduard Pückler, Hedwig von Redern. Im August 1920 war also Reinold von Thadden zu Besuch auf dem Heilsberg und von Elisabeth bald so begeistert, daß er an seine Schwester schrieb: „Ich fand, was ich suchte.“

Welch ein Finden! Es kann nicht verwundern, daß der erste Ort, den das junge Paar nach der Hochzeit aufsuchte, St. Chrischona war. Reinold von Thadden war, sicher auch nach dem Wesen und Wollen dieser Frau, der Führende in der Ehe. Aber einer der beiden Söhne, die im Kriege verschont blieben, schreibt über das Verhältnis der Eltern zueinander: „Wo die Mutter und Frau ihres Amtes waltet, da bricht bis heute der pietistische Zug im Thaddenschen Hause durch; wer die Lieblingslieder der Feiern in Trieglaff kennt, der weiß, welchem Boden diese Frömmigkeit entwachsen ist.“

Ich habe an einem Karfreitag in Trieglaff gepredigt und habe einen bleibenden Eindruck bekommen von der erweiterten großen Hausgemeinde, mit der sich viele aus dem Dorf versammelten. Wer konnte ahnen, daß die Hausfrau schon zwei Jahre später, als ihr Mann nach dem Osten verschleppt wurde, die Notgottesdienste auch für die Erwachsenen in der Trieglaffer Kirche halten sollte! Ihre gründliche biblische Ausrüstung hat sie dazu befähigt, zu predigen, nachdem die Kinder des Dorfes ihre Schloßherrin schon längst als Katechetin kannten. Die Saat von Chrischona trug vielfältige Frucht, und eine Ehefrau, die vormals oft geseufzt hatte: „Wenn ich nur Reinold in all seinen Diensten und Ehrenämtern nicht im Wege bin!“, mußte jetzt selbst den Dienst der Verkündigung tun. Noch heute steht sie mit den Menschen, die sie in Chrischona kennenlernte, in ununterbrochener Verbindung, ja man kann sagen, daß ihre Beiträge zu den Rundbriefen der ehemaligen Bibelschülerinnen von St. Chrischona eine der besten Quellen über das Leben und Reifen des „Vaters des Kirchentages“ erschließen würden. Frau von Thadden hat auf Trieglaff die geistliche Luft geschaffen und verbreitet, und es ist eine gewiß bemerkenswerte Führung Gottes, daß sie damit auch das Erbe vom Urgroßvater ihres Mannes vertrat.

Die Darstellung der Bedeutung seiner Frau für die innere Linie seines Lebens wäre nicht vollständig, wenn man nicht darauf hinweisen würde, daß er von ihr täglich lernen konnte, wie die sogenannte Allianz-bewegung mit ihrer prägenden Gebetsgemeinschaft eine bedeutende Wegbereiterin des ökumenischen Gedankens ist, dem das Lebenswerk von Thaddens dient.

Im Kampf für Christus und die Kirche

„Thaddens ist der Mann einer echten Toleranz; deshalb war es ihm auch möglich, mit seinem Kirchentag Brücken zwischen den konfessionell bestimmten Gruppen zu schlagen“, so hat einmal der Amerikaner Dr. Franklin Little gesagt. Dieser war eine Zeitlang Leiter des ökumenischen Arbeitskreises des Kirchentages. Little, von Hause aus Methodist, erwähnt als Beweis seiner Meinung den Berliner Kirchentag 1951. Dort traf er den Methodistenbischof Sommer. Der Bischof war ganz beglückt. Er hatte soeben bei einem evangelischen Gottesdienst in einer evangelischen Kirche mitwirken können. „Was das für einen alten Methodistenbischof bedeutet, läßt sich nur ahnen.“ Thaddens leidenschaftlicher Drang zur Aktivierung der Laienkräfte wird glaubhaft durch die überzeugende innere Haltung, die er zu allen denen hat, die mit ihm Brüder in Christo sind.

Seine Tätigkeit auf den Gütern füllte ihn nie ganz aus. Darum nahm er auch die Frage des Generalsekretärs der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung (DCSV), Pfarrer Hermann Weber, ob er nicht im Vorstand mitarbeiten wollte, so ernst, daß er bald ein Referat übernahm, dessen Titel seine Art zu denken offenbart. Er sprach über „Schuld und Schicksal in der Not der Zeit“ und wurde schon im nächsten Jahr in den Vorstand gewählt. Ein Jahr später war er neben Paul Humburg,

dem späteren Präses der rheinischen Kirche, einer der stellvertretenden Vorsitzenden. Mit 37 Jahren wird er als 1. Vorsitzender der Nachfolger von Georg Michaelis.

Die DCSV wurde, aus der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts hervorgegangen, von Pietisten gegründet, von denen man mit Unrecht sagt, sie hätten einen engen Horizont, die im Gegenteil als Begründer großer, weltweiter Missionsgesellschaften und auch in dieser Vereinigung Glieder eines Bundes waren, der die Welt umfaßt. Außer durch Georg Michaelis war die Vereinigung vom Grafen Eduard von Pückler geprägt worden. Wieder begegnet von Thadden einem lebendigen Zeugen des gegenwärtigen Gottes: sein nächster Mitarbeiter wurde Hans Lilje. „Meine Begegnung mit Thadden war eine der wichtigsten meines Lebens“. meint der spätere Landesbischof von Hannover.

Es ist nicht möglich, die Segensspuren, die von ihm auf die Menschen ausgingen, denen er jenseits der Grenzen begegnete, auch nur annähernd erschöpfend aufzuzeigen. Es seien von vielen nur einige Namen erwähnt: Eivind von Berggrav, der Bischof von Oslo; Dr. Erling Eidem, der Erzbischof von Upsala; John R. Mott, der Nobelpreisträger und Präsident der Weltorganisation des Christlichen Vereins Junger Männer; in Kalifornien Francis Pickens Miller, der ihm 1946 in Berlin entscheidend geholfen hat, und der sich scherzhaft den „Stiefvater des Kirchentages“ nannte. „Ich zweifle, ob Thadden die Zeit überlebt hätte, um den Kirchentag zu gründen, wenn Gott in seiner Vorsehung mich nicht damals nach Berlin abkommandiert hätte. Ich glaube jedenfalls, daß das der tiefere Grund für meine Versetzung nach Berlin war.“ Jene Begegnung geschah als Antwort auf die erste in Kalifornien zehn Jahre vorher.

„Wir kommen alle aus einer Kiste“, sagt Thadden zuweilen und meint damit die führenden Männer der Ökumene; den Erzbischof von Canterbury, William

Temple, und Wilhelm A. Visser't Hooft, den Generalsekretär des Weltkirchenrates. „Wie ist die Welt doch klein und reich an Freunden“, schrieb er in Ägypten in sein Tagebuch, „wenn man der DCSV angehört!“

Im Dienste der DCSV erlebte er bald eine andere Bewegung: das Dritte Reich. Thadden erkannte gegen die Meinung seiner verantwortlichen Mitarbeiter ganz richtig, daß die DCSV keine Bedingung annehmen dürfe, die mit dem Evangelium und der Gemeinde Jesu Christi unvereinbar ist. Er hat recht behalten. Wilhelm Giesen sagt abschließend über die damaligen schweren Auseinandersetzungen mit dem NS-Staat: „Die Hauptsache war: wir sind damals alle beieinander geblieben. Das war nur unter Thaddens Leitung möglich.“

Als verantwortlicher Leiter der DCSV befand sich Thadden bereits 1934 in dem Kampf, der ihm um des Evangeliums willen verordnet ist: im Kirchenkampf. Zum offenen Bruch kam es, als alle Glieder der Synode, in der er auch saß, ihrem Bischof unverbrüchliche Treue und Gehorsam geloben sollten. Die Synodalen, die sich zur Arbeitsgemeinschaft für eine lebendige Volkskirche rechneten, verweigerten das Gelöbnis. Sie zogen aus der Synode aus, Thadden trat an ihre Spitze. Am 7. Mai trat die erste vorläufige Bekenntnissynode zusammen. Thadden wurde ihr Präses und nahm, auf den Rat Pfarrer Immers aus Barmen, der die Grüße der rheinischen Bekenntnissynode überbrachte, die Wahl an. Mit Recht spricht man von nun an von ihm als dem heimlichen Bischof der Bekennenden Kirche in Pommern. Im Frühsommer meldet sich der Mann der Volksmission und Begründer der evangelischen Bibelwoche, Heinrich Rendtorff, zur Mitarbeit, er sammelt die Gemeinden und rüstet die Pfarrer zu. Als Präses der pommerschen Synode nahm Thadden an den vier großen Bekenntnissynoden von Barmen, Dahlem, Augsburg und Oeynhausen teil. Er sagt übrigens, daß die drei folgenden Synoden nicht auf der Höhe von Barmen

geblieben seien. Er gehörte auch dem Reichsbruderrat an und konnte auf die Dauer in dieser Stellung dem Zugriff der Gestapo nicht entgehen. Noch ehe Martin Niemöllers Stunde schlug, gedachte dieser vor dem Altar in seiner Dahlemer Kirche fürbittend auch des gefangenen Bruders Reinold von Thadden-Trieglaff, der nach kurzer Zeit freigelassen und danach noch einmal eingesperrt wurde, und von dem Niemöller sagt: „Thadden war gar nicht der Mann, der sagte: ‚Ohne mich geht es nicht!‘ Er war für mich immer der typische pommersche Landjunker von eiserner Standfestigkeit. Er war immer dabei, er machte immer mit; wohl, so wird man es sehen müssen, aus Pflichtbewußtsein.“ Diese beiden Männer trafen sich oft. Niemöller war einmal nach einem Vortrag in Greifenberg auch in Trieglaff. Es wird hier eine besondere Seite in Thaddens Charakter nochmals deutlich unterstrichen: die Standhaftigkeit, die die Seinen immer an ihm beobachten konnten.

Nachdem er über fünfzehn Jahre im ehrenamtlichen Dienst der Kirche gestanden hatte, wurde Thadden bald nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges zum Militärdienst einberufen, und wiederum muß diese Wendung in seinem Leben als eine besonders freundliche Führung Gottes bezeichnet werden. Er hatte im feldgrauen Kleid, sehr zum Verdruß seiner Gegner, immerhin einen relativen Schutz, den er im bürgerlichen Leben nicht haben konnte.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag

Nach seiner Rückkehr aus Rußland Ende 1945 wartete aber noch eine ganz besondere Aufgabe auf Thadden, die dann seine eigentliche Lebensaufgabe werden sollte. Zunächst ging er in die Schweiz, aber nicht nur, um sich zu erholen. Visser't Hooft bot ihm zunächst

eine Dozentur an der eben neu gegründeten Laienakademie des Weltkirchenrates an. „Das ist nichts für mich, ich habe gar keine echte Lehrbegabung“, sagte er bescheiden. So blieb nur der Stab des Ökumenischen Rates in der Genfer Route de Malagnou. Die Zeit dort war eine Zeit unter dunklen Wolken. Er war ein Mann, der fürchten mußte, nicht mehr sprechen zu können; es schien sich ein schweres Kehlkopfleid zu vorbereiten, er dachte oft an Kaiser Friedrich. Aber auch seine Stellung in Genf war ihm selber nicht ganz klar. Er meinte, er sei nun so etwas wie der Botschafter der Evangelischen Kirche in Deutschland beim Ökumenischen Rat. Aber Niemöller, der damals die Gastfreundschaft der Fürstin von Büdingen in ihrem Schloß angenommen hatte, erklärte ihm: „Was wir brauchen, ist ein Verbindungsoffizier der Ökumene auf deutschem Boden, nicht umgekehrt: einen deutschen Beauftragten in Genf.“ Als ich Thadden damals zum erstenmal nach unserer Rückkehr aus der Gefangenschaft wiedersah, bedrückten ihn sein heftiger auftretendes Leiden und seine merkwürdige Lage: „Wenn ich nur erst wieder über meine Stimme verfügen könnte!“ Am 29. November 1948 kam er nach fast dreijährigem Aufenthalt in der Schweiz endgültig nach Deutschland.

Nach seiner Rückkehr vergingen nur acht Monate, die allerdings mit ganz neuem Kampf ausgefüllt waren, bis er den von ihm ersehnten und geschaffenen Kirchentag als eine Dauereinrichtung des deutschen Protestantismus in Deutschland ausrufen konnte. Man sprach zwar in Hannover 1949 noch nicht von einem Kirchentag, sondern von einer Evangelischen Woche, bis Dr. Gustav Heinemann, der Tagungspräsident dieser Woche, der bayrische Staatsrat Dr. Heinz Meinzolt sowie der Bremer Kaufmann Lahusen tapfer an Thaddens Seite traten. „Wir wollen eine Laienbewegung“, erklärten sie. Überraschend aber brachte Heinrich Held,

der Präses der rheinischen Kirche, die Einladung für das nächste Jahr nach Essen. Der Deutsche Evangelische Kirchentag war geboren; er stand zwar immer noch nicht auf den Beinen, aber er blieb am Leben. Seine Geschichte ist bekannt. Führende Männer der Ökumene aus allerlei Ländern nehmen ihn seitdem zum Vorbild für ähnliche Veranstaltungen. Was Thadden auf dem Kirchentag in Essen gesagt hat, bleibt gültig: „Ich denke nicht daran, eine Laienkirche zu ‚gründen‘, eine Laienkirche etwa im Gegensatz zur verfaßten Kirche, zur Kirche der geordneten Ämter und kirchlichen Behörden. Ich denke auch in keiner Weise daran, eine Laienrevolte zu organisieren, um damit später eine sogenannte Machtergreifung des Laientums in der Kirche vorzubereiten. Ich habe durchaus nicht die Absicht, die Notwendigkeit einer konfessionell geprägten Kirche geringzuachten. Darum ist es keineswegs unsere Absicht, die Grundordnung von Eisenach anzutasten und von den Laien aus eine Verschmelzung von Lutheranern, Calvinisten, Unierten und Freikirchlern zu einem neuen Monstregebilde ohne Bekenntnisstand zu erzwingen.“

Wir wollen vielmehr der Kirche vom Laien aus dazu helfen, daß sie das Getto, in das sie sich nur zu lange einsperren ließ, sprengt, die Türen und Tore zur Welt weit aufmacht und ihren aktuellen, durchaus modernen Missionsauftrag wahrnimmt.“

So spricht ein Mann, der nie resigniert, und der im letzten Grunde der große Missionsmann ist, der in Kontinenten denkt. Das hat nach dem Kirchentag in Berlin unter vielen andern führenden Leuten der damalige Hohe Kommissar, der Franzose François-Ponçet, richtig gesehen, wenn er zum Präsidenten sagte: „Sie gehören zu denjenigen Männern, die in Europa allgemein Kredit besitzen.“ Thadden hat auch über Europa hinaus Kredit, und der von ihm ins Leben gerufene Kirchentag gehört mit zu den Aktivposten.

„Er führet mich auf rechter Straße“

Es gibt zwei große Straßen, die aus Löwen nach Osten führen. Die eine geht über Diest und die andere über Tienen. Als Thadden vor der Flucht in Löwen die Lebensmittel aus dem Magazin der Wehrmacht, die verbrannt werden sollten, unter die Bevölkerung verteilen ließ, tat er das in völliger Ruhe und Sicherheit. Ich hatte auf seinen Befehl allerdings wissen lassen, daß wir voraussetzten, daß unsere Soldaten beim Verlassen der Stadt nicht feige von hinten beschossen würden. Diesen Wunsch hat die Bevölkerung auch respektiert. Es ist uns versichert worden, daß man uns auch dann nicht überfallen hätte, wenn die Lebensmittel nicht verteilt worden wären. Wir sind um 17 Uhr durch einen Hohlweg von dem Vorort Heverle in Richtung Tienen abgerückt, nachdem unsere Einheit längst auf dem Wege war. Auf dem anderen Wege über Diest wären wir nicht mehr durchgekommen, weil die Stadt bereits an mehreren Ecken brannte. Es ist ein wunderbarer Weg, auf den Gott den jungen Unteroffizier von 1914 und den erfahrenen Kommandeur von 1944 im belgischen Raum geführt hat. Es gehört zu diesem Wunder, daß er, nachdem alle die Stadt längst verlassen haben, als letzter ausgerechnet auf dieser Straße flieht. Erst viel später, als wir lange nach diesen Tagen wieder einmal nach Löwen kamen, ist uns von Leuten, die es wissen mußten, gesagt worden, daß in Hasselt ein Kommando gewesen sei, das uns umlegen sollte. Major Claesen, der neben Thadden am Steuer saß, fuhr kurz vor Hasselt nördlich nach Holland.

„Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen“, die Wahrheit dieses Wortes erfüllte sich an Reinold von Thadden wörtlich in dieser Nacht. Wir stehen vor der herrlichen Kirche von St. Trond. Auf den Straßen herrscht unübersehbares Durcheinander, es wird auch noch geschossen. Die Kolonnen halten. Keiner

weiß, wie man auseinanderkommen soll. Wir stehen mitten in dem Gedränge. Thadden benutzt die Gelegenheit, jetzt ausgerechnet das Gotteshaus zu besichtigen. Ich begleite ihn, während Hauptmann Höfler mit Major Claesen im Wagen wartet. Im Vorgarten der Kirche kommt ein junger belgischer Geistlicher auf uns zu. Er erkennt natürlich den Feind, aber er wagt es, trotz der Verwirrung um uns her, uns die Hand zu reichen. Ich vergesse das Erstaunen auf seinem Gesicht nicht. Der Major kennt seine Kirche, er kennt die Namen seiner Geschlechter, und er kennt die Geschichte seines Volkes. Man merkt den Worten Thaddens noch einmal ab, wie er das arme Volk, über das schon so viele Kriege kamen, und das Land, das schon so viel Blut getrunken hat, liebhat. Die Augen des Priesters hängen an seinen Lippen. „Und was sind Sie von Beruf, Monsieur, wenn es erlaubt ist, zu fragen?“ Thadden schaut ihn lange an und gibt ihm keine Antwort. „Monsignore ist ein Kirchenvater“, antworte ich als sein Dolmetscher; das ist meine letzte Antwort in Belgien. Ich kann nicht erkennen, ob der Priester gemerkt hat, daß ich es scherzhaft meinte. — Die Flamen haben viel Sinn für witzige Antworten. Aber dann wird es uns bald feierlich zumute. Der Priester gibt uns ganz schlicht die Hand und sagt: „Guten Weg!“ Es ist, als ob ein Segen verborgen sei in diesem Gruß. Sie haben Thadden oft gesegnet in diesem Land. Dies geschah in der hereinbrechenden letzten Nacht. Dann umgibt uns Lärm und Gebrüll. Aus einer Seitenstraße ist noch eine Einheit auf uns zugekommen. Die Verwirrung wird immer größer, das Schießen hört nicht auf. Die Kugeln fliegen an der Wand entlang, an der unser Auto hält. Thadden geht nicht in Deckung, sondern bleibt lange, wie mir scheint allzulange, sinnend stehen. Ein Oberleutnant ist unruhig geworden und rät, einen „Igel“ zu bilden. Thadden läßt ihn ablaufen, der Oberleutnant will sich nicht zufrieden geben und weist

auf den Ernst der Situation hin. Endlich gibt er nach; denn Thadden hat ihm gesagt, daß es keinen Sinn habe; man müsse sehen, daß man weiterkomme. Ein Hauptmann kommt und bittet ihn höflich um eine Auskunft. „Wir suchen einen Weg, wie wir herauskommen“, sagt er etwas naiv. Thadden gibt ihm zunächst keine Antwort. Vielleicht denkt er in dieser Stunde gar nicht daran, daß es Menschen geben könnte, die den Weg nicht kennen. „Wir suchen einen Weg?“ sagt er wie aus seinen Gedanken erwachend. Ihm ist um den Weg nicht bange. Er braucht nicht nach einem Weg zu suchen, den er in den furchtbaren Jahren dieses Krieges gefunden hat. Er hat ihn nicht nur gefunden, er hat an ihm gebaut, an dem Weg nämlich, auf dem nach diesem fürchterlichen Krieg die Menschen über den breiten, abgrundtiefen Graben, den sie aufgeworfen haben, wieder zusammenkommen. Er hat sogar Brücken gebaut über den Abgrund. Gestern noch, als er zum letztenmal in einem offenen Wagen durch die Stadt Löwen fuhr, als sie bereits in den Händen der Widerstandsbewegung war, als schon die belgischen Flaggen herabgehängt wurden, empfing er den Dank der geretteten Bevölkerung. Ich war Zeuge, wie die Mönche, die an den Straßen standen, ehrfurchtsvoll ihre flachen Hüte abnahmen, die Studenten standen still am Straßenrand, und eine Mutter zeigte ihrem Kind, das jetzt allzu eilig sein vaterländisches Fähnchen schwang, den Mann, dessen Name mit Ehrfurcht genannt wurde.— Wir fuhren weiter in die Nacht.

Am 24. Januar 1947 berichtete eine Schweizer Zeitung unter der Überschrift „Ein willkommenener Feind“: „Es ist gewiß kein alltägliches Ereignis, wenn einem ehemaligen deutschen Kommandanten in der Stadt, die während der Besatzungszeit seiner Befehlsgewalt unterstellt war, ein warmer Empfang zuteil wird. Und doch widerfuhr dies dem Vorsitzenden der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung, Dr. Reinold von

Thadden-Trieglaff, der heute das Außenamt der Deutschen Evangelischen Kirche im Generalsekretariat des Ökumenischen Rates der Kirchen vertritt. Dr. von Thadden war während des Krieges Gebietsverwaltungs-kommandant in Löwen. Als er kürzlich die deutschen Kriegsgefangenen in Belgien besuchte, wurde in Löwen von Dr. Bruynoghe, Professor an der dortigen Universität, während des Krieges Bürgermeister dieser Stadt, ein Essen gegeben, an dem auch der Rector magnificus, Msgr. van Waeyenbergh, apostolischer Protonotar und Hausprälat des Papstes, sowie der Polizeichef Chevalier teilnahmen. Verschiedene Redner sprachen Herrn von Thadden ihre Dankbarkeit aus für seine christliche Haltung in den Jahren der deutschen Okkupation. Insbesondere wurde betont, daß dank Herrn von Thaddens unermüdlichem Einsatz und unter Gefahr seines Lebens der gefangene Rektor, Msgr. van Waeyenbergh, seine Freiheit wiedererlangt hat und die Geiseln aus Brüssel im Löwener Gefängnis nicht hingerichtet worden sind trotz ausdrücklicher Anordnung der höheren Dienststelle.“

Diese Männer, die ihn diesmal zu Gast geladen hatten, hatten erkannt, worum es ihm in all seinem Tun und Lassen ging und in seinem ganzen Leben geht: das aufgerichtete Zeichen zu erkennen. Wenn die alten Römer merkten, daß ihre Schlachtreihen wankten und kaum noch eine Möglichkeit des Sieges bestand, pflegten sie ihre Feldzeichen zurückzuziehen. Sie sollten nicht in die Hände der Feinde fallen. Zeichen heißt signum. Resignieren bedeutet: das Zeichen zurücknehmen. Es liegt über dieser Welt, die aus den Fugen geraten ist, eine unsagbare Angst, die sie durch Lärm übertönen will. Nach dem Wort unseres Herrn, das er — wohlgemerkt — zu seinen Jüngern gesagt hat, haben auch die Christen Anteil an dieser Weltangst, und zwar mit Recht; denn sie wissen um die Schuld als die Ursache der Angst. Aber das Wort Jesu: „In

der Welt habt ihr Angst“ geht weiter: „aber seid getrost: ich habe die Welt überwunden!“ Es ist uns also hier nicht weniger zugemutet als der Glaube, daß Christus, indem er am Kreuz scheinbar unterlag, die Welt überwunden hat. Und damit wir das glauben können, hat uns Gott in seiner Freundlichkeit dann und wann besondere Zeichen gegeben, Ereignisse oder zuweilen auch Menschen, die uns Zeichen dafür sind, daß wir auf keinen Fall Grund haben, zu resignieren.

Heute, am 30. April 1961, erhielt ich einen Expressbrief aus Boechout: Klaas Sluys, der Kirchmeister, schreibt, daß die aufgeweckte Gemeinde im ständigen Wachsen ist, weil sie Mission treibt, und seit einem halben Jahr auf die Genehmigung zum Bau der evangelischen Kirche wartet. „Aber die römisch-katholische Gemeindebehörde tut alles, um die Auslieferung der Genehmigung zu hintertreiben. Einer der Gründe, die sie anführen, ist: das Gebäude passe nicht in die Landschaft.“ Sluys fährt fort: „Das soll wohl sein; wie kann auch eine protestantische Kirche auf einen Platz passen, der geziert ist von dem Standbild ‚Unserer Lieben Frau‘, und der ihren Namen trägt? Inzwischen aber arbeiten wir eifrig weiter und hoffen, daß der neue Justizminister die Angelegenheit unseres Kirchenbaus eifriger betreibt . . . Wir sind dankbar für die Empfehlung, die wir — durch Ihre Vermittlung — von Dr. von Thadden-Trieglaff empfangen durften. Wir zweifeln nicht daran, daß die Brüder und Schwestern in Deutschland sich um diesen Mann scharen werden hinter das große Werk, das unsere kleine Kirche in Flandern tun darf.“ *Vexilia regis* prodeunt: Die Zeichen unseres Königs gehen voran!

Lebensdaten

des D. h. c. Dr. jur. Reinold von Thadden-Trieglaff

Geboren 13. 8. 1891 in Mohrungen/Ostpreußen als Sohn des damaligen Landrats und Dr. jur. Adolf von Thadden-Trieglaff und seiner Ehefrau Ehrengard, geb. von Gerlach.

1909 Abiturientenexamen.

1909—1913 Juristisches Studium in Paris (Sorbonne), Leipzig, München, Greifswald.

1919 Juristisches Dokorexamen mit der Dissertation „Völkerrecht und Völkerbund, eine Studie zur Rechtsnatur zwischenstaatlicher Beziehungen“.

Nach dem ersten Weltkrieg Tätigkeit im preußischen *Verwaltungsdienst* an der Regierung in Frankfurt/Oder, dann Abschied aus dem Staatsdienst (1920) und Übergang zur praktischen Landwirtschaft, um die alten Familiengüter Vahnerow und *Trieglaff* zu übernehmen und im Kreise Greifenberg/Pommern eine Reihe von kommunalen Ehrenämtern zu versehen (Kreistag, Kreisdeputierter und Stellvertreter des Landrats).

Der Anteil am *kirchlichen Leben* bewegte sich zugleich auf dem Gebiet freier christlicher Verbände und auf dem Gebiet der *kirchlichen Synoden*.

1924 stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung (DCSV).

1928 *Vorsitzender* der *Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung* als Nachfolger von Reichskanzler a. D. Dr. Georg Michaelis.

1936 *Vizepräsident* des *Christlichen Studenten-Weltbundes (WSCF)* (bis 1949).

1925 Mitglied der pommerschen Provinzialsynode.

1929 *Vizepräsident* der pommerschen Provinzialsynode und Mitglied der preußischen Generalsynode, Berlin.

1934 *Präsident* der freien Bekenntnissynode Pommern und Vorsitzender des Pommerschen Bruderrates, Mitglied des Reichsbruderrates.

1935 Mitglied des „*Rates*“ des Reichsbruderrates in Verbindung mit der Vorläufigen Kirchenleitung.

1936 Mitvorsitzender des Reichsvorstandes der „*Deutschen Evangelischen Wochen*“.

1941 im Stabe des Generals von Falkenhausen in Brüssel.

1942—1944 Kommandant von *Löwen*.

Im März 1945 — inzwischen aus dem Heeresdienst entlassen — daheim in Trieglaff *von den Russen verhaftet* und als Zivilgefangener in mehrere *Konzentrationslager* im Nordosten des europäischen Rußlands (Bezirk Archangelsk) verschleppt.

Weihnachten 1945 Rückkehr aus der Gefangenschaft und Krankenlager im Krankenhaus Berlin-Zehlendorf.

Mai 1946 Berufung in die Mitarbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf

a) als Mitglied des Exekutivkomitees des Ökumenischen Instituts Château de Bossey,

b) als ständiger Delegierter des Kirchlichen Außenamtes der EKID beim Weltkirchenrat.

1946—1948 offizielle Besuche deutscher *Kriegsgefangenenlager* in Italien, Belgien, Frankreich, Ägypten, Nordafrika.

1946 Mitglied der Tagung der „Kommission für internationale Angelegenheiten“ des Ökumenischen Rates in Cambridge.

1947 Vorsitzender des Verbandes Evangelischer Akademien in Deutschland.

1948 Verleihung der Würde eines *Ehrendoktors der Theologie* durch die theologische Fakultät der Universität Kiel.

Seit 1949 Präsident des *Deutschen Evangelischen Kirchentages*.

Seit 1952 erneut Mitglied der Generalsynode der Evangelischen Kirche in Deutschland.

1954 Ehrendomherr von Brandenburg.

1955 Ehrenkommendator des Johanniterordens.

Benutzte Literatur

Werner Hühne: Thadden-Trieglaff. Ein Leben unter uns. Stuttgart 1959.

Wolfgang Marzahn: Der Edelmann unter den Brüdern (Adolf Ferdinand von Thadden-Trieglaff). Lahr-Dinglingen 1957.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodenschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oettinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabai, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt

REINOLD VON THADDEN-TRIEGLAFF (geb. 1891) ist vor allem nach dem zweiten Weltkrieg als Gründer des Deutschen Evangelischen Kirchentags bekannt geworden, der aus dem kirchlichen Leben gar nicht mehr wegzudenken ist. Das Werden und Wachsen dieses echten Edelmanns aus altem pommerischen Geschlecht bis auf den heutigen Tag zu verfolgen, dürfte auch einen weiteren Leserkreis interessieren. Ein segensreiches Vätererbe – der Urgroßvater war ein Führer der pommerischen Erweckungsbewegung – hat sich offensichtlich auch in dem Nachfahren ausgewirkt. Die Verbindung mit der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung und – durch seine Ehe mit Elisabeth von Thüngen – mit der Gemeinschaftsbewegung hat nachhaltigen Einfluß auf Reinold von Thadden ausgeübt. Nur auf diesem Hintergrund versteht man sein noch heute von der Bevölkerung unvergessenes Handeln als Kommandant von Löwen (Belgien) während des zweiten Weltkriegs, das vielen Mensch das Leben rettete. Der Verfasser des Buches, der damals sein Adjutant war, kann gerade hier aus eigenem Miterleben berichten. Die Verbindung zur jüngsten Gegenwart schlägt die Tatsache, daß eine kleine flämische Diasporagemeinde, in der es zu einer Erweckung kam, für den Bau einer Kirche Thadden-Trieglaff um seine Schirmherrschaft gebeten hat. Mit der Gründung des Deutschen Evangelischen Kirchentags als einer umfassenden Laienbewegung hat dieser vom Evangelium erfaßte „Laie“ – Thadden-Trieglaff ist von Hause aus Jurist – der ganzen evangelischen Kirche einen entscheidenden Dienst getan.